

ED 173-1

| | |
|---------------------------------------|--------------|
| Institut für Zeitgeschichte ARCHIV | |
| Akz. 6547/82 | Best. ED/173 |
| Rep. — | Kat. Em |

ED 173-1_a

Bestandssignatur: ED 173

Bandnummer: 1

Lebenserinnerungen

Enthält: Typoskript Karl Lerp: "Erinnerungen aus meinem Leben", masch. datiert
19. Februar 1958 u. 16. Januar 1963, 56 S. [Kop.]

Erinnerungen
aus
meinem Leben.

Für seine lieben Geschwister und Geschwisterkinder
aufgeschrieben von

Dr. Karl Lerp.

Ebenshausen, den 19.2.1958.

Meine Gedanken und Empfindungen bei dieser Niederschrift sind nirgends besser zum Ausdruck gekommen als in der Einleitung zu der "Autobiography of Benjamin Franklin" (Erfinder des Blitzableiters, zuletzt Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris), weshalb ich sie hier in eigener Übersetzung wiedergebe. Da die Biographie jetzt rund 200 Jahre alt ist und ich mich möglichst streng an den englischen Wortlaut gehalten habe, wirkt die Ausdrucksform vielleicht etwas fremd und altertümlich.

" Twyford at de Bishop of St. Asaph's 1771.

Lieber Sohn !

Es hat mir von jeher viel Vergnügen bereitet, kleine Berichte über meine Vorfahren zu bekommen. Du erinnerst Dich an die Nachforschungen in den Nachlässen meiner Verwandtschaft, als Du mit mir in England warst, und der Reise, die ich zu jenem Zweck unternahm. In der Vorstellung, daß es für Dich gleich erfreulich sein mag, meine Lebensumstände kennen zu lernen (mit vielen davon bist Du noch nicht vertraut), und in Erwartung des Vergnügens einer Woche ununterbrochener Muße in meiner gegenwärtigen ländlichen Zurückgezogenheit, setze ich mich nieder, um sie für Dich aufzuschreiben. Daneben veranlassen mich hierzu noch einige andere Beweggründe.

Aufgestiegen aus Armut und Verborgenheit, in denen ich geboren und erzogen war, zu einem Stand von Überfluß und einem beträchtlichen Grad von Ansehen in der Welt, bin ich bis hierher mit einem beträchtlichen Anteil von Glück durchs Leben gegangen. Die Hilfsmittel, die ich dabei gebrauchte und die mit Gottes Segen mich so weit brachten, sollen meine Nachkommen gern kennen lernen, da einige davon möglicherweise für ihre eigenen Lebenslagen passen und deshalb nachahmenswert sein mögen. Wenn ich darüber nachdenke, so hat jenes Glück mich manchmal veranlaßt zu sagen, daß (wäre es meiner Wahl freigestellt) ich keinen Einwand gegen die Wiederholung dieses Lebens von seinen Anfängen her haben würde. Nur möchte ich dabei die Vorteile eines Autors bei einer 2. Auflage haben, einige Fehler der 1. zu korrigieren. So möchte ich - neben der Verbesserung der Fehler - gern einige düstere Zufälle und Ereignisse auswechseln gegen erfreulichere. Da aber eine solche Wiederholung des Lebens vom Schicksal verweigert ist, scheint mir die einer solchen Wiederholung ähnlichst

Maßnahme zu sein : die Erinnerung an das abgelaufene Leben wach zu halten und durch Niederschreiben so dauerhaft wie möglich zu machen. Dabei werde ich mich gern der bei alten Menschen so natürlichen Neigung hingeben, über sich selbst und ihre vergangenen Taten zu reden, ohne hoffentlich ermüdend zu werden. Zu einem guten Teil werde ich hierbei auch meine Eitelkeit befriedigen. Tatsächlich habe ich kaum jemals die einleitenden Worte: "Ohne Selbstlob mag ich sagen" etc. gehört oder gelesen, ohne daß eitle Dinge und Selbstlob unmittelbar folgten. Die meisten Menschen mögen Eitelkeit bei anderen nicht, was immer für Nutzen sie selbst davon haben mögen; aber wo immer ich sie antreffe, bin ich überzeugt, daß sie oft fruchtbar und gut für den Besitzer sind und ebenso für andere, die in ihren Aktionsbereich kommen. In vielen Fällen würde es deshalb nicht ungeeignet sein, daß ein Mann Gott für seine Eitelkeit neben den anderen Annehmlichkeiten des Lebens zu danken hätte.

Und nun spreche ich Gott meinen Dank aus. Ich wünsche mit aller Demut zu bezeugen, daß ich das erwähnte Glück meines vergangenen Lebens seiner freundlichen Vorsehung schulde, die mich hinleitete zu den Mitteln, die ich brauchte und ihnen Erfolg gab. Mein Glaube daran veranlaßt mich, zu hoffen, daß dieselbe Güte gegen mich weiter walten wird, sei es in Fortsetzung dieses Lebensglückes, sei es, mich zu befähigen, unglückliche Rückschläge zu ertragen. Die Gestaltung meines zukünftigen Schicksals ist Ihm allein bekannt, in dessen Macht es steht, auch schwere Schicksalsschläge zu unserem Besten zu wenden."

T e i l I.

Die Kindheit 1881 bis 1895.

Geboren am 12.7.1881 in Ebenshausen a/Werra Krs.Eisensch verlebte ich im Elternhause mit großem Garten, kleiner Landwirtschaft, Tischlerei und Imkerei zwischen Wald, Feld, Wiesen, Wasser zwischen Hainich und Thüringer Wald mit meinen 3 Geschwistern Alfred(geb. 21.12.1882), Anna(geb. 14.11.1885) und Richard (geb. 31.5.1900) eine sehr glückliche Jugendzeit. Unser Vater war Christoph Lerp, Tischlermeister, Landwirt und Imker (geb. 5.3.1855, gest. 6.7.1933), unsere Mutter Anna geb.Schnee- gaß(geb. 12.12.1857, gest. 7.4.1906). Unsere Großeltern väterlicherseits waren Christian Friedrich Lerp IV, Tischlermeister, Landwirt und langjähriger Bürgermeister(geb. 24.7.1824, gest. 19.11.1898) und Karoline Lerp geb.Lerp(geb. 10.4.1827, gest. 13.4.1878). Die Großeltern mütterlicherseits : August Schnee- gaß, Lehrer und Kantor(geb. 6.4.1830, gest. 28.0.1892) und Karoline geb. Lämmerhirt(geb. 22.11.1832, gest. 16.7.1914). Der Großva- ter "Fried" Lerp lebte bei uns im Hause Neuestraße 8. Die Groß- mütter Karoline Lerp haben wir Kinder nicht gekannt ; sie starb 3 Jahre vor meiner Geburt. Die Großeltern Schnee- gaß wohnten bis zum Tode des Großvaters in der Schule.

Meine frühesten Kindheitserinnerungen gehen bis in das 4., viel- leicht auch bis in das 3. Lebensjahr zurück. Daß ich glaube, mich an den Urgroßvater Justinus Lämmerhirt(gest. 1883), der öfters zu uns kam, zu erinnern, ist wohl auf spätere Erzählungen zurückzuführen. Zwei aufregende Ereignisse aus meinem 4. und 5. Lebensjahr stehen mir aber heute noch vor Augen. Das eine war der Tod eines wenig älteren Nachbarjungen (Martin Schreiber), der in der Werra ertrank und nach dem Alfred und ich noch suchten ; das andere eine nächtliche Feuersbrunst am unteren Ende der Neuen- straße, wobei wir Kinder geweckt wurden.

Meine liebsten Spielgefährten waren mein Bruder Alfred (wir waren unzertrennlich) und unser Vetter Ernst Lerp. Wir tollten und spielten am liebsten den ganzen Tag draußen herum- auch im Win- ter ohne Mantel und ohne Kopfbedeckung. Das Umherstreifen und Spielen mit Gleichaltrigen nahm uns so gefangen, daß wir - wenigstens mein Vetter Ernst und ich - eine Zeit lang abends nie vor Dunkelwerden nach Hause kamen, obschon wir dafür jedesmal unsere Tracht Prügel erhielten. Wenn wir in der Stube bleiben mußten, dann hatte unsere gute Mutter viel zu leiden, und ich

besinne mich, daß sie dann öfter nach der Werkstatt hinüber rief: "Christoph, komm mal rüber, die Jungen sind wieder außer Rand und Band." Vor unserem Vater hatten wir den nötigen Respekt; er war streng, aber auch gütig zu uns und hat uns mehr Lebenswahrheiten und -weisheiten beigebracht als mancher Lehrer. Unsere gute Mutter sah man nie untätig, und dabei war sie in Kleidung und Essen sehr bescheiden. Wir liebten unsere Eltern beide sehr, ebenso die Großmutter Schneegaß, bei der es immer etwas Gutes zu schnabulieren gab, und den Großvater Lerp, der uns öfter Süßigkeiten mitbrachte. Der Großvater Schneegaß war für uns zu sehr Respektperson, namentlich, nachdem wir in die Schule gekommen waren, so daß wir ihm gern aus dem Wege gingen. Neben allem Spielen und Tollen hatten wir beiden älteren Jungen schon mit 4 und 5 Jahren unsere kleinen Arbeiten. Die erste war das "Runkelstoßen" (zerkleinern der Runkeln mit dem Stoßeisen für das Vieh). Bei unserer Großmutter Schneegaß, die bei eigenem (ererbten) Land eine Kuh und zwei Schweine neben einer Anzahl Hühner hielt, bekamen wir dafür jedesmal 2 Pfennig, die damals schon für ein Zuckertütchen reichten. Zu leichteren Arbeiten auf dem Felde, wie Kartoffeln- und Steinesauflesen, wurden wir sehr frühzeitig herangeholt, und das steigerte sich mit dem Alter so weiter, bis wir alles konnten. Natürlich mochten wir lieber spielen als arbeiten, und an heißen Tagen wurden wir rechtschaffen müde; aber die frische Luft, die Sonne, die weite Sicht von unseren Höhen bis zu den Hörselbergen, dem Thüringer Wald, der Wartburg und der Rhön nach Osten und Süden, dem Hessischen Bergland und dem Hainich mit der Hainek nach Westen und Norden gefielen uns doch auch wieder. Die Höhepunkte der Feldarbeit waren für uns die Mahlzeiten im Freien, die nach unserem Geschmack mit Brot und selbstgeschlachteter Wurst besser ausfielen als meist zu Hause und auf die wir immer schon warteten. Fleischnahrung war in diesen Jahren bei uns im Dorf knapp. Die kleineren Landwirtschaften leisteten sich im Jahr selten mehr als ein Schwein von 2 - 3 Zentnern, und frisches Fleisch wurde höchstens Sonntags einmal gekauft. Selbstgebackenes dunkles Roggenbrot, das mir heute noch gut schmeckt, Kartoffeln, Milch mit allen Nebenprodukten, Gemüse (meist als Suppe gekocht), aus Lein oder Bucheckern selbst geschlagenes Öl, selbst gekochtes Zwetschgen- oder Birnenmus, später Bienenhonig, Eier und Obst waren die Hauptnahrungsmittel neben dem Geschlachteten. Später in der Schule be-

kamen wir Kinder als Frühstück wöchentlich zweimal trocken Brot, zweimal Aufstrich und zweimal Brot und Wurst. Kuchen, (heute würden wir sagen "Milchbrot") besonders auch Obstkuchen wurden im eigenen Backofen viel gebacken. Die Lebensweise war einfach, aber gesund. Kakao und Schokolade kannten wir noch nicht, am Sonntag gab es Zucker zum Kaffee. Es hat uns Kindern in diesen Jahren außer den Kinderkrankheiten kaum etwas Ernstliches gefehlt. Bei der ersten Weltgrippe 1887 waren wir alle erkrankt, und wir lachten noch darüber, daß Kopfschmerzen, Schnupfen, Husten, Mattigkeit und Appetitlosigkeit eins wie das andere ergriffen hatten, ohne daß wir die Sache ernstlich nahmen. Wir benutzten die üblichen Haus- oder hömöopathischen Mittel und waren bald wieder hergestellt. Im Dorf sind keine schwereren oder gar Todesfälle vorgekommen.

Mit fast 7 Jahren kam ich Ostern 1888 (Todesjahr Kaiser Wilhelm I und Kaiser Friedrich III) nach einem sehr langen und strengen Winter in die Schule zum Großvater Schneegaß. Es ging dort sehr streng zu, und wir saßen wie die Puppen. Daß wir jemals gelacht hätten, kam nicht vor, aber was wir gelernt haben, das saß und sitzt heute noch. Ich habe den Eindruck, daß es damit in den verfloßenen Jahren immer schlechter geworden ist, wenn auch heute in den 8 Schuljahren an Stoff sehr viel mehr durchgenommen wird als damals. Dabei kann ich nicht sagen, daß beim Großvater gepaukt worden wäre. Wir Kinder waren bei seinem Unterricht mit großer Aufmerksamkeit dabei und Einzelheiten, die mir im Gedächtnis geblieben sind, zeigen, daß er getragen war von langer Lebenserfahrung und Lebensweisheit. Er war auch ein tüchtiger Musiker, und im Orgelspiel kam ihm so leicht keiner gleich. Meine ersten Klavierstunden hatte ich - kaum 10 jährig - zusammen mit Lieschens Vater bei ihm.

Am 28. Jannar 1892 starb der Großvater Schneegaß an Kreislaufstörungen, nachdem er rund 40 Jahre als LEHRER in Ebenshausen tätig war und fast bis zuletzt noch unterrichtet hatte. Für uns Kinder war dieser erste Todesfall in der Familie eine starke Gemütserschütterung; erlebten wir doch zum ersten Male mit Bewußtsein das Sterben. Ich sehe uns noch an dem offenen Grab nahe der Kirche stehen und mit den anderen Kindern weinen; er war doch unser Lehrer gewesen. Sein Grab auf dem alten Friedhof neben der Kirche ist bis heute erhalten geblieben. Für unsere Familie bedeutete sein Tod eine erhebliche Umstellung, denn in unserem Hause mußte

Platz gemacht werden für die Großmutter Schneegaß und unsere kleine Kusine Julchen Ulrich (geb. 16.10.1885), deren Mutter Julie, jüngere Schwester unserer Mutter, unser "Tante Julchen" am 17.10.1885 in Vaihingen b. Stuttgart im Kindbett gestorben war und die auf dem alten Friedhof begraben ist. Die Großmutter brachte das kleine Kind mit und hat es bis zum 7. Lebensjahr erzogen. Bis zum Juni 1892 blieben beide noch in der Schule, da die Großmutter Schneegaß den Vertreter im Schuldienst, den Kantor Thon aus Oberhof, zu beköstigen hatte. Wegen seines menschlichen Wesens - den Stock brauchte er kaum - mochten wir ihn sehr gern.

Im Juni 1892 kam dann unser neuer Lehrer Albin Kurzius, der bis zu seinem Ruhestand in Ebenshausen blieb. Bei seinem jugendlichen Schwung und seinem scharfen Regiment (der Stock spielte auch bei ihm eine große Rolle) lernten wir eigentlich auf jedem wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiet der Volksschule etwas Gründliches, was sich später sehr zu meinem Vorteil auswirkte. Auch die körperliche Ausbildung kam bei ihm, der ein guter Turner war, nicht zu kurz, wie wir überhaupt für jeden Sport - soweit er uns zugänglich war - sehr zu haben waren. Dazu gehörten im Sommer die Ball- und Geschicklichkeitsspiele, Baden und Schwimmen in der Werra, wohin unser Vater uns schon mit 3 und 9 Jahren zum Schwimmenlernen mitnahm. Im Winter wurde gero delt, nicht immer an harmlosen Hängen, so daß es öfters verbeulte Köpfe gab. Wir wünschten uns so sehr Schlittschuhe, bekamen sie aber nicht, weil unsere Eltern fürchteten, wir könnten damit auf dem oft unsicheren Eis der Werra einbrechen. Als Ersatz diente uns das "Schübbeln", das Gleiten auf dem Eis mit der Schuhsohle. Fahrräder und Ski, wie heute, gab es um 1890 leider noch nicht. Bei unserer Sportbegeisterung hätten wir es sicher auch damit zu beachtlichen Leistungen gebracht.

Meine beim Großvater Schneegaß begonnenen Klavierstunden setzte ich bei Lehrer Kurzius fort, der auch meinem Bruder Alfred Klavierstunden gab. Den letzten Schliff im Klavierspielen versuchte unser Onkel Karl Schneegaß, der jüngste von den 3 Geschwistern unserer Mutter und Musiklehrer in Bremen, uns besonders durch Fingerübungen beizubringen, wenn er in Ebenshausen zu Besuch war. Jedenfalls haben wir beide für den Hausgebrauch alles gelernt, was wir brauchten.

Nach den damals geltenden Bestimmungen für die Schulpflicht im Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha kam ich schon nach 7 Jahren aus der Schule und wurde, noch nicht 14 jährig, Palmarum 1895 von unserem damaligen Pfarrer Stier konfirmiert. Da unser Vater als Kirchenrechnungsführer sich sehr um alle kirchlichen Dinge bemühte (den neuen Friedhof hat er angelegt), standen unsere Eltern mit allen Pfarrerrfamilien der Pfarrstelle Frankenroda-Ebenshausen in freundschaftlichen Verkehr. Von einem unserer Pfarrer, Orphal, habe ich in den 30 er Jahren in Stettin eine Enkelin in einer meiner Abiturientenklassen gehabt und stehe heute noch in Verbindung mit der Familie Orphal in Stralsund.

Auf Zureden unseres Lehrers Kurzius entschlossen sich meine Eltern, mich Lehrer werden zu lassen. Ihr Einkommen aus der Tischlerei, in der mein Vater (zeitweise mit einem Lehrling, 2 Jahre später mit meinem Bruder Alfred) arbeitete, und der Landwirtschaft, die Großvater Fried in der Hauptsache besorgte, war erfreulich gestiegen. Bei der sparsamen Wirtschaft unserer lieben Mutter konnten sie in diesen Jahren 800 bis 1000 Goldmark in jedem Jahr zurücklegen, was hier im Dorf eine Ausnahme war. So war es für sie nicht schwer, das Geld für meine Ausbildung aufzubringen. Da ich noch nicht 14 Jahre alt war und unser Lehrer Kurzius mich gern für die Klasse II des 6-klassigen Lehrerseminars in Gotha vorbereiten wollte, blieb ich noch ein Jahr zu Hause, wo ich halbtags, namentlich während der Ernte, mit in der Landwirtschaft helfen konnte. Sonst hatte ich jeden Tag eine Unterrichtsstunde. Die Musikausbildung ging weiter. Das Geigenspielen kam neu hinzu. Orgelspielen hatte ich schon früher (mit Lieschens Vater) angefangen, und mit 12 Jahren spielten wir das erste Mal mit einigem Herzklopfen beim Gottesdienst. Auf dem Seminar habe ich es dann im Orgelspiel von allen Musikfächern am weitesten gebracht und sollte im letzten Jahr sogar in einem Schulkonzert mitwirken. Durch eine Grippeepidemie kam die Ausführung dann leider nicht zustande, und ich spielte meine Bach'sche Fuge bei der Abschlußprüfung vor, was mir ein "Sehr gut" einbrachte.

II.

Die Seminarzeit.

Das Vorbereitungsjahr ging zu Ende, und als der Termin für die Aufnahmeprüfung herankam, fuhr mein Vater mit mir nach Gotha. Wir blieben über Nacht bei unserem Großonkel Georg Lämmerhirt und der Großtante Alexandrine, damals noch in der Siebleberstraße. Mit unserer Mutter waren wir beiden Jungen (damals 4- und 5-jährig) schon einmal dort gewesen, als wir die Verwandtschaft von Großvater Schneegaß in Großrettbach besuchten. Die Aufnahmeprüfung für das Lehrerseminar in der Reinhardtbrunnerstraße ging glatt; ich wurde in die Klasse V aufgenommen, und mein Vater konnte beruhigt nach Hause fahren.

Die erste Zeit in dem zwar nicht übermäßig strengen, aber mich nach der ländlichen Freiheit doch recht einengenden Internat ist mir nicht leicht geworden, zumal auch der Klassenunterricht ungewohnte Anforderungen stellte. Dazu kam ein nagendes Heimweh nach den Menschen, den Tieren, den Dingen und der Landschaft, die mir zu Hause lieb geworden waren. Zwar wurde ich bei den Verwandten in der Siebleberstraße immer freundlich und liebevoll aufgenommen, und manche halbe Stunde habe ich mich in der Sattlerwerkstatt von Onkel Georg und den beiden Vettern meiner Mutter, Rudolf und Richard unterhalten, aber es war doch nicht die Heimat. Eine überwältigende Freude für mich war die erste Ferienfahrt nach Hause zu Pfingsten 1896. Mit Fritz Moser aus Nazza, eine Klasse über mir, meinem ständigen lieben Begleiter auf allen Ferienfahrten von Gotha nach Hause, wanderte ich zum ersten Male den langen Weg von Eisenach nach Mihla, wo uns sein Vater, der Lehrer Moser, ein treuer Freund des Großvaters Schneegaß, in Empfang nahm, bis wir uns an der Grundmühle trennten. Zu Hause erwarteten mich schon auch meine Geschwister an der Tür, und alle freuten sich, ebenso wie ich. Zu Hause haben sie mich in den Ferien immer sehr verwöhnt, besonders Mutter und Großmutter, wenn ich natürlich auch in der Landwirtschaft mein Teil mitgearbeitet habe. Unserem Vater war es immer am liebsten, wenn er uns beide Jungen bei seinen Außenarbeiten dabei haben konnte. Nach diesem ersten Zuhausesein war mein Heimweh verflogen, und ich konnte mich unbeschwert meinen Schulaufgaben hingeben. Bei 36 bis 42 Schulstunden (mit Musikstunden) in der Woche wurde sehr viel verlangt, und mancher Sonntag und später auch manche

halbe Nacht ist auf die Schulaufgaben verwendet worden. Das erste Zeugnis zum Herbst war besser als ich erwartet hatte, fast durchweg gut, und Ostern 1897 hatte ich unseren Primus, meinen Freund Otto Hild aus Siebleben (bei seinem 2. Jungen Dr. Dr. Sigurd Hild, Bielefeld bin ich Pate, und jetzt schreiben mir bereits seine Enkelkinder Briefe; er ist 1917 an der Sonne gefallen) überflügelt und rückte als Primus (man wurde damals noch nach Leistungen gesetzt) nach Klasse IV auf. Dort begann für mich der Sport des Pflanzensammelns, an dem sich auch mein Bruder Alfred mit Anlage eines Herbariums beteiligte. In diese Zeit fällt die große botanische Ferienexkursion mit Fritz Götze und Karl Köllner (Gotha) von Ebenshausen nach Soden-Allendorf a. Werra über Treffurt, Wanfried und Eschwege an einem schönen Augusttag, alles zu Fuß. Zurück sind wir dann wenigstens bis Eschwege mit der Bahn gefahren. Die Eisenbahn Eisenach-Eschwege ist erst nach 1900 gebaut worden. Eine ähnliche Gewalttour haben dann Fritz Götze und ich im nächsten Sommer (1898) zu Beginn der großen Ferien von Gotha aus zu Fuß bis auf den Schneekopf und Beerberg unternommen. Beide Male war die botanische Ausbeute groß. Fritz Götze hatte es in seinem Herbarium auf 1200, ich auf 1000 Pflanzenarten gebracht. 200 bis 300 waren für den Lehrplan der Klasse IV vorgesehen. Die erworbenen Kenntnisse hat Fritz dann später als Lehrer in Gotha für den Unterricht und für Apothekerlehrgänge gut verwenden können, und für mich waren sie in Stettin sehr nützlich, wo jahrelang ein Biologe an der damaligen Kaiserin Auguste Viktoria-Schule fehlte. Sonst war mein bester Schulfreund Kurt Stadelmann aus Suhl, mit dem ich während der beiden letzten Schuljahre in der Stadt zusammen wohnte. Im Übrigen habe ich mich mit allen 10 meiner Klassenkameraden, die mit mir die Abschlußprüfung bestanden, gut vertragen, was mir bei der 50 Jahrfestfeier 1951 (an der auch noch die Tante Alma teilnahm) von den 4 Überlebenden - 3 sind inzwischen auch noch gestorben - besonders bestätigt wurde.

Am 19.11.1898 starb unser Großvater Fried Lerp. Still, bescheiden und ruhig, wie er gelebt, so ist er in die Ewigkeit gegangen. Mich traf die Nachricht in Gotha sehr unerwartet und sehr schmerzlich. In den Herbstferien 1898 hatte ich nicht geahnt, daß ich ihn lebend nicht wiedersehen würde. Wir Kinder haben von ihm kein böses Wort gehört und nur Gutes erfahren. Sein Grabstein und

und der der Großmutter Karoline Lerp stehen seit Aufgabe des alten Friedhofes an der Südseite der Kirche.

Ostern 1899 kam ich nach Klasse II, die mit dem umfangreichsten Stundenplan (42 in der Woche) als die schwerste galt. In Erinnerung geblieben ist mir noch ein Aufsatzwettbewerb (so etwas gab es damals auch schon), bei dem ein Bild der in der Orangerie aufgebauten Ausstellung des Gothaer Kunstvereins beschrieben werden sollte. Unser Klassenlehrer, Professor Vogt, schickte je 4 Aufsätze der Klassen II und I an den Vorstand des Kunstvereins, um zu zeigen, was wir könnten und zur Prämierung der besten Arbeiten. Meine (Beschreibung eines Bildes von Kanold "Waldinneres" mit einer Nymphengrotte) wurde in dem Anschreiben des Kunstvereins zu 4 gestifteten Kunstmappen als die beste bezeichnet. 3 Mappen kamen nach Klasse I, wo Fritz Moser der 2. Preisträger war. Mein Zeugnis im Herbst 1899 bestand fast nur noch aus "Recht gut" - eine Ausnahmerecheinung für Klasse II.

Wegen des erheblichen Lehrermangels und zur Vertretung erkrankter Lehrer wurden die 3 Besten der Klasse II, Otto Hild, Fritz Götze und ich für das Winterhalbjahr als "Vikare" mit 65 Goldmark Monatsvergütung aufs Land geschickt. Bis Weihnachten war ich in Bad Thal und das 1. Vierteljahr 1900 in Mechterstädt. In Bad Thal hatte ich die große Freude, daß meine beiden Eltern mich einen Sonntag dort besuchten und ich sie in der Gastwirtschaft Frank bewirten konnte. Zu Hause brachte ich zu Weihnachten von dem selbstverdienten Geld jedem ein Geschenk mit, und von meinen Schulfreunden bekam jeder eine Bernstein-Zigarrenspitze, die im benachbarten Seebach hergestellt wurden. Der Landrat Ritz des Kreises Waltershausen, bei dem ich mich melden mußte und der meinen Vater gut kannte, besorgte mir wegen der teuren Badepreise in Bad Thal noch 100 Goldmark Zuschuß, so daß mir das Schenken nicht schwer fiel. In Mechterstädt hatte ich eine Schulwohnung, von der aus man nach 3 Seiten den Sternenhimmel beobachten konnte, was ich ausnutzte, um die Sternbilder zu lernen. Aus Gotha holte ich mir alle paar Wochen die neu durchgenommenen Schulaufgaben, besonders in der Mathematik und arbeitete sie durch, was meine beiden Genossen nicht taten, die dafür in dem halben Jahr etwas mehr Fett ansetzten als ich. Ein Mitschüler in Gotha gab mir den kurzgefaßten Lehrgang einer neuen Stenografie; auch das wurde gelernt, ebenso von meinem Bruder Alfred.

Mein hochbegabter Freund Büchel, 2 Jahre älter als ich und bereits als Lehrer in einem Nachbardorf, nahm mich mit nach Erfurt zu einer vom Lehrerverein veranstalteten Vortragsreihe des Jenaer Professors Verworn über "Physiologie des Menschen". - Mit den Lehrern und Pfarrern der beiden Gemeinden (in Bad Thal hatte ich auch Kirchendienst) und der Nachbargemeinden hatte ich netten Verkehr, so daß ich gern an dieses halbe Jahr praktischer Tätigkeit zurückdenke.

So kam das letzte Seminarjahr mit seiner praktischen Ausbildung heran. An seinem Ende stand damals noch die gesamte wissenschaftliche, musikalische und praktische Abschlußprüfung, bei der ich als einziger vom Mündlichen befreit wurde. In der Biologie hatte unser guter OBERLEHRER Zahn, der uns in Klasse IV zum Pflanzensammeln anregte und mit mir das fehlende Pensum im Französischen der Klasse VI nacharbeitete, ein schriftliches Thema (Die Atmung) gestellt, das ich bei Professor Verworn in Erfurt gehört hatte. Er war sehr erstaunt über das, was ich zusammengeschrieben hatte und fragte mich, ob das alles stimmte. Ich erzählte ihm den Sachverhalt, worauf er beruhigt war.

Mit allen meinen Lehrern, auch mit unserem guten Seminardirektor, Schulrat Zeyß, habe ich mich sehr gut gestanden, und die Freude war wohl gegenseitig, wenn wir uns später in Gotha einmal wieder sahen. Am meisten geschätzt habe ich meinen Mathematik-, Physik-, Chemie- und Französisch-Lehrer, Professor Dr. F. Lefler, der uns ausgezeichnete Grundlagen in seinen Fächern gegeben hat, die ich dann auch studierte. Bei der Vorbereitung für die Reifeprüfung am Realgymnasium in Gotha überließ er mir seine Mathematikausarbeitungen und gab mir den ersten Lateinunterricht, bis ich allein weiterarbeiten konnte. Ich bin ihm zu besonders grossem Dank verpflichtet und war bis zu seinem Lebensende mit ihm in Verbindung, eine Verbindung, die sich 20 Jahre nach meinem Seminareintritt auch auf meinen Bruder Richard übertragen hat.

Im Herbst 1900 war ich 2 Tage zur Kirmse zu Hause und sah da nach Jahren meine liebe Alma wieder mit ihren 19 Jahren. Gekannt haben wir uns schon als Kinder, da sie mit ihren Eltern und Geschwistern öfter zu ihrer Großmutter, später zu ihrem Onkel Fried und ihrer Tante Mariechen Lerp nach Ebenshausen kam. Ihr Vater war ein Bruder von Lieschens Großvater Karl Gernandt. Aus der Kinderzeit ist mir nur noch erinnerlich, daß sie noch besser laufen und springen konnte als ich und immer viele neue Spiele

mitbrachte, wenn die Kinder aus Ictershausen (später aus Arnstadt) kamen. Wir haben uns dann in Gotha wiedergesehen, wo sie alle Monate die Witwenpension ihrer Mutter holen mußte und wir noch "Sie" zu einander sagten. Zu unserer Seminarabschlussfeier vor Ostern 1901 habe ich sie dann als Tischdame eingeladen, und auf der Heimfahrt von Ülleben war es um uns beide geschehen, und wir haben uns heimlich verlobt.

Die 1. Lehrerprüfung Ostern 1901 bestand ich mit "Sehr gut" und war als einziger von 11 Prüflingen vom Mündlichen befreit worden.

III.

Das Militärdienstjahr (1.4.1901 bis 31.3.1902)

Mit dem Jahr 1901 wurde für die Volksschullehrer des Deutschen Reiches die Einjährige Militärdienstpflicht eingeführt, wobei es freigestellt war, ob man als "Einjährig-Freiwilliger" auf eigene Kosten oder als "Einjähriger Volksschullehrer" (nur Infanterie) in der Kaserne auf Staatskosten dienen wollte. Ich wählte das zweite und meldete mich mit mehreren Klassenkameraden auf dem Bezirkskommando Gotha zur Preussischen Infanterie. Von meinen Kameraden wurde ich als einziger für militärtauglich befunden und am 1.4.1901 mit noch 4 Schulamtskandidaten aus Thüringen beim I. Bataillon des Infanterie-Regimentes Nr. 96 in Naumburg eingestellt. Nach einer gemeinsamen Ausbildung von wenigen Wochen wurden wir auf die Kompanien verteilt, wo die Rekruten vom Herbst 1900 bereits $\frac{1}{2}$ Jahr Ausbildung hinter sich hatten. Als der Kleinste kam ich (immerhin als rechter Flügelmann) zur 4. Kompanie, für die in der alten Jägerkaserne kein Platz war und die in Holzbaracken lag. Der Dienst war hart und lang. Im Sommer war um 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr Wecken. Es ist mir bei der kurzen Ausbildung nicht leicht geworden, beim Exerzieren in größeren Verbänden und den bald einsetzenden großen Übungsmärschen (bis zu 70 km am Tage) durchzuhalten, zumal ich der Jüngste in der Kompanie war (wie auch in meiner Klasse in Gotha). Immerhin war mein Hauptmann Beck mit mir so weit zufrieden, daß er mich Pfingsten 1901 auf Urlaub nach Hause fahren ließ, wo ich mich in meiner neuen (eigenen) Uniform präsentierte. Der Infanteriedienst den Sommer durch war so, wie ich ihn später bei Übungen nicht mehr erlebt habe, er holte das

letzte aus der Mannschaft heraus, und gar mancher machte an heißen Tagen "schlapp", d.h. konnte das Tempo (7 km/Stunde) nicht mehr durchhalten und blieb liegen. Mir ist das nicht passiert, aber als wir Ende August zum Manöver ausrückten, stellte es mir der Kompanieführer doch frei, in der Garnison zu bleiben oder mitzumachen. Ich wählte das letztere. Der Infanterist mußte damals seine gesamte Ausrüstung - Waffen, Patronen, Schanzzeug, Zeltausrüstung, Mantel, Tornister, Helm, Wäsche, Putz- und Waschzeug, Eiserne Portion für 3 Tage - insgesamt rund $3/4$ Ztr. mit sich schleppen. Der gepackte Tornister wog allein $1/2$ Ztr. Am sauersten wurde mir der Marsch von der Kaserne zum Bahnhof mit vollem Gepäck. Dann gewöhnte ich mich langsam daran. Das Manöver fand in der Schleizer Gegend statt, die sehr abwechslungsreich ist und wo die Leute seit einigen 20 Jahren keine Einquartierung gehabt hatten und uns sehr verwöhnten. Im "Bewegungskrieg" geschah es, daß wir in der Woche 5 mal Rohe Klöße mit Braten bekamen. Nach dem Manöver wurde ich dem Ausbildungspersonal für die neuen Rekruten zugeteilt und zum Gefreiten ernannt. Mit meinen Kameraden und Vorgesetzten, besonders auch dem Unteroffizierkorps, stand ich mich gut und denke trotz der Strapazen des ersten halben Jahres und des oftmals rauhen Tones gern an meine Dienstzeit zurück.

Zu Kaisers Geburtstag am 27.8.1902, der bei der Wehrmacht mit Musik und Tanz immer groß gefeiert wurde, hatte ich als Lehrer den Auftrag, in der Singstunde einige vierstimmige Lieder einzüben, die gut klappten, so lange die Männer noch nüchtern waren. Mit dem 31.3.1902 ging meine Dienstzeit zu Ende, und ich wurde als "Unteroffiziersaspirant" zur Reserve nach Gotha entlassen, wohin ich mich nach einer persönlichen Aufforderung durch Oberbürgermeister Liebetrau zum Schuldienst gemeldet hatte.

IV.

Die Lehrerzeit in Gotha 1902 - 1906

und das Jahr in Frankreich und England (1904 - 1905).

Mit dem 1.4.1902 übernahm ich als "Schulamtskandidat" an der "Bürgerschule" (Löfflerschule) eine Lehrerstelle in Gotha mit einer monatlichen Vergütung von 75 Goldmark. Der Direktor der Schule war damals Dr. Ernst Wilk, bekannt durch seine methodischen Arbeiten und seine Lehrbücher für Rechnen und Geometrie.

In Gotha herrschte in der damaligen Zeit ein reges geistiges Leben, wie überhaupt die Stadt auf kulturellem und politischem Gebiet als sehr fortschrittlich galt. Es gab Theater, Konzerte, Ausstellungen und den sehr regen Lehrerverein mit beachtlichen musikalischen Leistungen. Mit Otto Hild, Kurt Kellner und Eduard Hofmann verband mich bald ein Zirkel für neuere Literatur (Leiter Ernst Linde), mit Kurt Stadelmann und Seminarlehrer Hertel eine Arbeitsgemeinschaft für Französisch. Im Laufe des Sommers wurde ich Mitglied des Männerturnvereins. Bei meinen Verwandten Richard und Rudolf Lämmerhirt (Querstraße und Judenstraße) war ich öfter zu Besuch, ebenso bei meiner Kusine Marie Lerp, die als Köchin bei der Familie Perthes war, von wo ich später ein Stipendium zum Studium erhielt. Mit meiner lieben Alma war ich öfter bei ihrer Mutter in Arnstadt und auch in Gotha zusammen. Die Ferien verbrachte ich in der Regel zu Hause bei meinen Eltern und Geschwistern, wo unser Kleinster, Richard, am 31.5.1900 geboren worden war. Einen Sommer war ich mit Otto Hild auf einer Wanderung im Harz, 1903 zum Deutschen Turnerfest in Nürnberg und anschließend 14 Tage in München bei meinem Patenonkel Theodor Lerp, der Tante Zenta und der Kusine Regine Schilling.-

Der Winter 1902/1903 verging mit Vorbereitungen für die 2. Lehrprüfung, zu der ich ausnahmsweise schon nach einem Jahr praktischer Tätigkeit im Amt zugelassen wurde. Es lag mir daran, die Prüfung mit meinen Klassenkameraden vom Seminar und beizeiten abzulegen. Ich bestand sie mit 1 bis 2 (Gut mit Lob).

Der Kreis von jungen Lehrern, dem ich in Gotha angehörte, wurde nach der Lehramtsprüfung stärker von dem Trieb nach Weiterbildung erfaßt, und als lockendes Ziel stand uns die Reifeprüfung (Abiturium) vor Augen, obschon ich mit meinen beiden Lehrerzeugnissen damals an den beiden hessischen Universitäten Gießen und Marburg zum Studium zugelassen worden wäre. Kurt Kellner, Otto Hild (die aber bald wieder aufhörten) und ich fingen nach Ostern 1903 an, Latein zu lernen. Den Anfangsunterricht (bis UIII) erteilte uns dankenswerter Weise und unentgeltlich unser verehrter Lehrer Professor Dr. Lefler, mit dessen Hilfe ich auch das Mathematikpensum der beiden Primen des Realgymnasiums durcharbeitete. Ab Herbst 1903 nahm ich in der Berlitz-School Unterricht im Englischen, nachdem ich den Sommer über neben der französischen Arbeitsgemeinschaft mit einem jungen französischen Lehrer, Octave Noel, am Gymnasium (Collège) von Auxerre an der Yonne (Burgund)

Briefe ausgetauscht hatte. Auf meine Anfrage hin glückte es, daß ich dort ab 1.4.1904 eine Anstellung als "lecteur allemand" an pair (d.h. ohne Bezahlung, aber mit Verpflegung und Unterkunft im Internat) bekam. Meine lieben Eltern, die mich während dieses Jahres in Frankreich und England mit Taschengeld versorgen mußten (etwas hatte ich mir erspart und mein gebrauchtes Fahrrad für 100 Goldmark verkauft), waren mit meinem Vorhaben einverstanden. Die Stadt Gotha beurlaubte mich für ein Jahr bei Verzicht auf mein Gehalt als fest angestellter Lehrer, wozu ich es mittlerweile gebracht hatte. Mit meiner lieben Alma verabredete ich, daß keins auf das andere warten sollte, wenn sich etwas Besseres zum Heiraten fände, woran ich bei meinen Zukunftsplänen vorläufig nicht denken konnte. Sie hat aber getreulich noch 7 Jahre (was sonst nur im Märchen vorkommt) auf mich gewartet, obschon sie mehrfach Gelegenheit gehabt hätte, sich zu verheiraten. Dafür sind wir nachher um so glücklicher geworden.

IV a.

Das Jahr in Frankreich und England. 1.4.1904 bis 31.3.1905
Ende März 1904 fuhr ich von Gotha über Koblenz nach Paris, wo ich bei Paul Weber aus Grabsleben (Verwandschaft von Edmund Lerp) über Nacht blieb. Am anderen Morgen ging die Reise weiter über Ivigny nach Auxerre a.d.Yonne, einem Nebenfluß der Seine. Das Collège war ein altes Gebäude mit dicken Mauern (ehemaliges Kloster) und weißgetünchten Wänden. Die französische Liebenswürdigkeit vom Concièrge (Pfortner) bis zum Direktor, Mr. le principal Campaux bekam ich gleich wohltuend zu spüren. Mein Korrespondenzfreund, Octave Léon Noel, und die Internatslehrer (répétiteurs) taten alles, um mir das Einleben in die neue und ungewohnte Umgebung zu erleichtern; die meisten duzten mich bald. Mein Zimmer war einfach, aber gut und ruhig gelegen; es wurde jeden Morgen vom garçon (Hausdiener) gesäubert und das Bett gemacht. Das Essen - früh Milchkaffee mit Weißbrot, Butter, Confiture, sehr gutem frischen Käse (Quark), Sonntags und Donnerstags Schokolade statt Kaffee; Mittags Suppe, ein Fleischgericht, Gemüse, Pommes frites, Nachtisch (Confiture); abends meist eine süße Suppe, Wurst oder Käse - zu allen Mahlzeiten Weißbrot à discretion (nach Belieben), mittags und abends (auch für die Schüler) eine halbe Flasche leichten Landwein. Das Essen fand ich gut, schmackhaft und reichlich. Sonntags aß ich

hie und da mit einigen Junglehrern "en ville" (in der Stadt) ein großes Menü, wenn ich nicht bei einem der "professeurs" oder Eltern von Schülern (auch aufs Land) eingeladen war, was sehr oft geschah. Die auswärtigen Schüler wohnten im Internat, wo sie von den Internatslehrern bei den Schularbeiten und auch nachts in den Schlafsälen beaufsichtigt wurden. Sie durften nicht allein ausgehen. Als "lecteur allemand" hatte ich 2 - 3 Stunden am Tage nur deutsche Konversation mit den besten Schülern aus jeder Klasse. Bei gutem Wetter gingen wir ins Freie, was von den Jungen sehr begrüßt wurde, die sonst nur den ummauerten Schulhof zu sehen bekommen. Sie beteiligten sich mit großem Eifer und erfreulichem Erfolg an den Sprachübungen. An den laufenden Unterrichtsstunden konnte ich nach Belieben teilnehmen und machte mir dazu einen Stundenplan für Französisch, Latein, Mathematik, zeitweise auch Geschichte und Chemie zurecht. In dem Schulorchester spielte ich Klavier und Geige mit. Mit meinem Freund Noel und einigen anderen jungen Leuten hatte ich einen Austausch von deutschen gegen französische Sprachübungen, mit dem Direktor Mr. Campaux und seiner bildhübschen ältesten Tochter, die das "Lycée de jeunes filles" besuchte, ein bis zwei Stunden deutsche Konversation in der Woche. Bei den in der Stadt wohnenden Lehrern war ich öfter eingeladen, ebenso von einigen Eltern, zweimal auch für mehrere Tage nach auswärts mit Übernachtung (davon einmal zu den Eltern meines Freundes Octave Noel, die beide im Schuldienst gewesen waren, nach dem Morvan). Überall war man sehr freundlich und gastfrei. So sah und hörte ich viel und kam auch außerhalb der Schule mit allen möglichen Menschen zusammen.

Der Juli (in Frankreich sind August und September die Ferienmonate) wurde sehr heiß. In meinem Zimmer ging die Temperatur auch nachts nicht viel unter + 30° herunter, so daß ich kaum noch recht schlafen und essen, nur noch trinken konnte. Die Jungen saßen in der Mittagshitze herum wie die toten Fliegen. Zum Baden war in der Yonne (etwas größer als die Werra) gute Gelegenheit, aber eine Badeanstalt gab es nicht, wie vieles in der kleinen Stadt nach unseren Begriffen rückständig war. Für die beiden Ferienmonate hatte mir mein englischer Freund Willy Webb, der ein Jahr zum Studium des Schulwesens und der Deutschen Sprache in Gotha war (auch junge Franzosen - darunter einen Schüler aus Auxerre - hatten wir im Lehrerseminar), eine Pension in Witley-Bay an der Tynemündung (Nordsee) bei Newcastle für wöchentlich 20 Schilling (= 20 Goldmark) besorgt. Mit unserem "professeur anglais" vom

Collège fuhr ich am 1. August 1904 über Paris - Boulogne - Folkestone nach London. Es war ein strahlender Sommertag. Die weißen Kanalfelsen leuchteten in der Sonne, und das Meer, das ich zum 1. Male sah, glänzte in einem unwahrscheinlichen Blau. In London hatte ich ein paar Stunden Zeit, mir das alte Zentrum der Weltstadt anzusehen und benutzte dann von Kings Cross ("Königskreuz") aus den Nachtzug nach Newcastle, wo ich im Morgen grauen anlangte. Mein Freund Willy hatte die halbe Nacht am Bahnhof auf mich gewartet, und ich fand ihn dann zu Hause, wohin ich mich mit einiger Mühe durchfragte. Von seiner Familie, besonders seiner guten Mutter, wurde ich sehr liebevoll empfangen und mußte gleich an dem üblichen englischen "Breakfast" (Frühstück) mit Tee, Cakes (Gebäck), Jam (Marmelade), eggs and bacon (Eier mit Speck), Aufschnitt, Butter, Weiß- und Schwarzbrot, gebackenen Fischen, teilnehmen. Dann brachte mich mein Freund Willy nach Witley-Bay an der Nordsee (German Sea), wohin von Newcastle aus damals schon alle 10 Minuten ein elektrischer Zug über Shields und Tynemouth (alles Städte von 50 bis 60 000 Einwohner) zu meiner Pension bei Mrs. Isdale, einer Bekannten von seiner Mutter. Wenn man in Newcastle mit seinen damals 300 000 Einwohnern noch mehrstöckige Häuser sah, so gab es hier im beliebten großen Nordseebad Witley Bay nach englischer Bauweise nur verhältnismäßig kleine Einfamilien- oder einstockige Reihenhäuser, jedes mit seinem Gärtchen. In einem solchen Häuschen wohnte auch meine "landlady" (Pensionswirtin), die 3 bis 4 Räume (wir würden sagen: "Kammern") meist an Sommergäste aus Newcastle vermietete. Für den Tagesaufenthalt gab es ein Ess- und ein Gesellschaftszimmer mit Polstermöbeln und einem Klavier, auf dem ich natürlich öfter spielen mußte. Mrs. Isdale war verwitwet, eine nette, ruhige ältere Dame mit 2 jung verheirateten Töchtern, die öfter kamen und zu denen ich auch gelegentlich eingeladen war; die ältere hatte einen Lehrer zum Mann, der etwas Deutsch sprach. Die Verpflegung bei Mrs. Isdale war dem geringen Pensionpreis entsprechend einfach, aber gut, schmackhaft und ausreichend, Gemüse ohne viel Zutaten, Salat im Naturzustand, mittags viel "mutton" (eh Hammel). Als ich ankam, waren außer einem jungen Mann als Dauermieter einige junge Mädchen aus Newcastle als Sommergäste da, die mich am ersten Morgen gleich mit an den weit ausgedehnten schönen, teilweise felsigen Strand nahmen und mir die nötigen englischen Vokabeln und Manieren mit viel Lachen beibrachten, auch einem kleinen Flirt nicht abgeneigt waren. Nach

der brütenden Hitze in Auxerre empfand ich die frische Meeresluft sehr wohltuend. Das Wetter war die ganze Zeit unverändert schön, eine Ausnahme für Nordengland. Die Sommergäste von Mrs. Isdale wechselten alle paar Wochen, und alle bemühten sich freundlich um meine Weiterbildung im Englischen. In der Hauptsache verdanke ich diese aber meinem guten Freund Webb, der nach seinem Unterricht fast jeden Tag eine Stunde mit mir arbeitete, so daß ich in den 9 Wochen das gesamte Pensum des Realgymnasiums im Englischen schaffte. Mit seinem goldenen Humor fehlte er gerade noch in unserem Pensionsbetrieb, wo es bei der aufgeschlossenen Stimmung der Badegäste immer sehr vergnügt zuging. Bei seinen Eltern in Newcastle war ich öfter zu einer "Evening party" (Abendgesellschaft) eingeladen, wo es viel Unterhaltung und gute Dinge zu essen gab. In meiner Pension bekam man die üblichen 3 Mahlzeiten, keinen "5 Uhr-Tee", den wir auswärts tranken, öfter in "St. Marys Island", einem nahen Leuchtturm, wohin man bei Ebbe trockenen Fußes gehen konnte. Bei meiner Vorliebe für Baden und Schwimmen war ich natürlich täglich in dem herrlich klaren und stark salzigen Nordseewasser. Meist stand ich schon um 6^o, 2 Stunden vor dem Frühstück, auf und badete selbst bei starkem Wellengang, wo man Mühe hatte, durch die Brandung ins offene Wasser zu kommen, und beim Zurückschwimmen mit erheblicher Gewalt auf den Strand geworfen wurde. Im September fuhr ich mit meinem Freund Webb für 3 Tage nach Edinburgh, der zweitschönsten Stadt unserer Erde, wo das Meer mit seiner reich gegliederten Felsenküste, die Landschaft mit ihren roten und grünen Hügeln, die geschichtlichen Bauwerke und Erinnerungen der schottischen Hauptstadt mit ihren Kathedralen und Königsschlössern sich zu einem unvergeßlichen Gesamtbild vereinigen. Im "Park-Hotel" waren wir gut untergebracht und wurden bei den an verschiedenen Gängen sehr reichen Mahlzeiten ausgezeichnet gepflegt. Über die damals längste Brücke der Erde, die Firth of Forth-Bridge, fuhren wir ein Stück nach Schottland hinein. Bei der sachkundigen Führung Webb's bekam ich von den Naturschönheiten dieser Landschaft, der Historie, den Sehenswürdigkeiten und der neuen Technik der alten schottischen Königsstadt mit ihrem Welthafen einen erschöpfenden und nachhaltigen Eindruck, den ich heute noch vor Augen habe, als wäre es gestern gewesen. Mit einer netten "Evening party" bei der jüngeren Tochter meiner Hauswirtin, Mrs. Hill in Newcastle, gingen die goldenen 9 Wochen der englischen "Badezeit" zu Ende, die so erholend und reich an

vielfältigen Eindrücken, reich aber auch an ernster Arbeit und guten Fortschritten in der englischen Sprache waren. Ende September fuhr ich in einer prächtigen Sternennacht von der Tynemündung mit einem kleinen englischen Dampfer (für 15 Schillinge - 2. Klasse!) über die Nordsee nach Antwerpen. Hier und in Brüssel hatte ich einige Stunden Aufenthalt, die ich zu Besichtigungen benutzte. Gegen Abend kam ich über Paris nach Auxerre zurück, wo alle Vorbereitungen für das neue Schuljahr getroffen waren. Zu Weihnachten war ich mit meinem Schulfreund Otto Hild einige Tage in Paris, wo wir - von einem jungen französischen Maler betreut - einen kleinen Einblick in die Sehenswürdigkeiten, die Kunstschätze, das Leben und Treiben der Weltstadt erhielten.

In steter Arbeit kam der Abschluß des Jahres in Frankreich mit Ende März 1905 heran. Nach einer ausgiebigen Abschiedsfeier mit meinen französischen Freunden bei gutem Burgunderwein fuhr ich am 31. März über Chalons sur Marne, Straßburg, durch das Moseltal nach Gotha, wo ich meine neue Lehrstelle an der Reyerschule bei Direktor Kohlstock gleich antrat. Ostern fiel spät. Es gab überall ein frohes Wiedersehen, besonders auch mit meiner lieben Alma in Arnstadt. Zu Ostern besuchte uns Hulda Dünkel aus Pferdingleben in Ebenshausen, wo wir alle zusammen uns über das Wiedersehen nach einem langen Jahr der Trennung sehr freuten.

IV b.

Das letzte Lehrerjahr in Gotha (1.4.1905 bis 31.3.1906)

Das letzte Jahr in Gotha war ausgefüllt mit reichlicher Schularbeit und den letzten Vorbereitungen für die Reifeprüfung am Realgymnasium Ernestinum - vielfach zusammen mit Ernst Madlung, der ebenfalls die Prüfung ablegen wollte, und dazu im Sommer einige Wochen in England (Witley Bay gewesen war. Willy Webb kam anschließend nach Gotha und verlebte seine restlichen Ferien mit uns in Ebenshausen. Er hat diese Besuche in Deutschland bis zum 1. Weltkrieg fortgesetzt und war noch 1912 in Stettin und Arnstadt unser gern gesehener Gast.-

Anfang März 1906 begannen am Gymnasium Ernestinum die Reifeprüfungen. Die schriftlichen Arbeiten schrieben wir beiden Extraneer zusammen mit den Abiturienten der Schule, aber mit anderen Themen; in der mündlichen Prüfung waren wir allein. Wir bestanden beide, was in Gotha ein gewisses Aufsehen erregte, da es doch das 1. Mal

war, daß 2 Junglehrer sich an die Reifeprüfung herangewagt hatten. In Mathematik und Chemie bekam ich "Sehr gut", in allen anderen Fächern (auch in den Fremdsprachen Latein, Französisch und Englisch) "Gut".

Die letzten Wochen vor Ostern in Gotha vergingen mit Abschiedsbesuchen, Entlassung aus dem Volksschuldienst (wobei der Oberbürgermeister mir noch besonders gratulierte und die Hoffnung aussprach, mich später im Gothaischen Schuldienst wiederzusehen), einer ärztlichen Untersuchung und dem Abschluß einer Lebensversicherung, die mein Vater als Sicherheit für die Kosten meines Studiums, die er mir vorschießen wollte, haben mußte.

Sehr getrübt wurde die Freude über meinen Erfolg durch die schwere Krankheit unserer lieben Mutter, die ich Weihnachten 1905 das letzte Mal sah und die am 7.4.1906 an Lungentuberkulose mit 49 Jahren starb. Heute wäre eine Heilung möglich gewesen. Weihnachten, wo sie schon mit ihrem baldigen Tode rechnete, hatte sie mir noch gesagt: "Wenn du Arzt wärest (mit dem Gedanken hatte ich einmal gespielt) würdest du mich heilen können". Ich war immer ihr Liebling gewesen, besonders seit Richard's Geburt, über die sie sich sehr unglücklich fühlte und wo ich sie öfter getröstet hatte, wenn ich zu Hause war.

V.

Das Hochschulstudium.

(Ostern 1906 bis Herbst 1910)

Die Osterferien 1906 waren bei aller Trauer über den Verlust unserer lieben Mutter mit notwendigen Arbeiten in Werkstatt, Garten, Feld und Wald ausgefüllt. Unsere Schwester Anna besorgte, wie schon seit Mutters Krankheit, in vorbildlicher Weise den Haushalt, wobei sie von der Großmutter Schneegaß, die in 1. Linie für unseren kleinen Bruder Richard da war, unterstützt wurde. Mitte April begann dann mein 1. Semester in Jena mit Mathematik, Physik und Chemie. Die Wohnungssuche, die Anmeldungen, das Einschreiben und die feierliche Immatrikulation nahmen die Zeit bis zum Beginn der Vorlesungen in Anspruch. Mathematik (Differentialrechnung und Integralrechnung mit Übungen, Analytische Geometrie, zusammen 10 St. bei Prof. Hausner, den ich in spätern Jahren von Stettin aus in Misdroy wiedertraf), Physik bei Winkelmann, Chemie bei Knorr, der mich mit seinem klaren Vortrag und seinen ausgezeichneten Experimenten am meisten fesselte. Daneben hatte ich bei

Frege "Begriffsschrift" (die später bei Hilbert in Göttingen eine so ungeahnte Entwicklung in der "Axiomatik" erfahren sollte), eine 2 stündige philosophische bei Encken, eine französische, 2 landwirtschaftliche. Durch meine Bekannten aus Gotha kam ich zu den "Gothanen", dem nicht Farben tragenden Akademischen Turnverein, wo ich dreimal in der Woche am Turnbetrieb und im Winter auch am Fechtunterricht teilnahm.

Die langen akademischen Ferien (5 Monate im Sommer) habe ich immer zu Hause verlebt, teils als willkommene Hilfskraft in der Ernte, teils mit der Durcharbeitung meiner Vorlesungen beschäftigt.

Sommer 1906 Rhönfahrt mit Otto Hild und Eduard Hofmann.

Im 3. und 4. Semester war ich in München, wo ich bei meinem Patenonkel Theodor Lerp, der Tante Zenta und der Kusine Regina oft eingeladen war oder auch in der Schönen Umgebung die Sonntage verbrachte. Ich wohnte bei der Familie Kollmannsberger, mit der ich mich sehr anfreundete. Die Frau war "Offiziantin" in der Hofküche beim Prinzregenten, der Sohn besuchte das Lehrerseminar. Frau Kollmannsberger brachte, namentlich bei Jagden und größeren Hof- festlichkeiten, mancherlei gute Sachen aus der Hofküche mit, wozu ich dann immer eingeladen wurde. Immatrikuliert war ich an der Technischen Hochschule, wo ich die Physikalischen und Chemischen Übungen belegte (sie waren besonders billig). Die für das 3. und 4. Semester vorgeschriebenen Vorlesungen in der Mathematik hörte ich bei Pringsheim und Voß, die Theoretische Physik (Maxwell'sche Theorie) bei Graetz, die mich so fesselte, daß ich mir später in Göttingen eine Doktorarbeit aus diesem Gebiet geben ließ. An den Münchener Hochschulen war es Brauch, ab Freitag mittag keine Vorlesungen mehr zu halten, so daß alles für das Wochenende "ins Gebirge" (die Alpen) fahren konnte. Mit meinem Freund Kurt Schmidt, den ich in Jena kennenlernte, war ich bei einer solchen Fahrt zum 1. Mal auf österreichischem Gebiet, wo man für wenig Geld Unterkunft und Verpflegung bekommen konnte, außerdem auf Schüler- und Studentenausweis noch besondere Vergünstigungen hatte. Am Schluß des Sommersemesters kam Otto Hild von Gotha nach München. Leider war er - wie üblich - in Geldnöten, so daß wir unsere verabredete Alpenfahrt, die uns von der Zugspitze bis zum Steinerne Meer und Watzmann bringen sollte, abkürzen mußten. Wir fingen mit dem Herzogstand und Heimgarten an, stiegen dann vom Eibsee bis zur Wiener Neustädter Hütte und am anderen Morgen auf

die Zugspitze. Es war ein strahlender Sommertag, und wir hatten eine wundersame Fernsicht vom Gipfel. Nach einem langen Abstieg über die Knorrhütte kamen wir bei sinkender Nacht in Telfs im Innental an. Dann durchwanderten wir das INNTal bis Jennbach und kamen den Achensee entlang bis Tegernsee und von da nach München zurück. Mein Pate Theodor machte uns Vorwürfe, daß wir ihn nicht angepumpt oder telegrafisch um Geld gebeten hätten. Zum großzügigen Umgehen mit Geld waren wir aber von zu Hause nicht erzogen worden. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, nicht mehr als 400 Goldmark/Semester zu verbrauchen, was ich durchgeführt habe - bei 100 bis 200 m Stipendium-(resp. Stundung der Kolleggelder)/Semester. Hatte ich im Sommer die schöne nähere und weitere Umgebung von München genossen, so brachte das Wintersemester mit Theater, Konzerten, Bierfesten und Fasching die nötige Abwechslung bei der geistigen Arbeit. Mit einem jungen Maler, Hermann Finsterlin, den ich durch Otto Hild kennenlernte, hatte ich mich sehr angefreundet, war oft bei seinen wohlhabenden und liebenswürdigen Eltern eingeladen und kam durch ihn in Münchener Künstlerkreise. Von Stettin aus haben wir ihn dann nach 1920 noch einmal in Berchtesgaden besucht, wo seine Eltern ein kleines Anwesen besaßen - das einzige, was ihnen aus der Inflation geblieben war. Nach Schluß des Wintersemesters gab es einen wehmütigen Abschied von der schönen Münchener Zeit. Mitte März fuhr ich nach Arnstadt zu meiner lieben Alma, wo wir uns in Erwartung des heranrückenden Abschlusses meiner Studienzeit am Sonntag Reminiscere 16.3.1908 öffentlich verlobten, wozu mein Vater aus Ebenshausen gekommen war.

Göttingen 1908 bis 1911

Die Georg August Universität war seit Gauß und Weber die Hochburg für Mathematik und Physik. Das Studium und die Prüfungen dort galten - im Vergleich mit denen an anderen Hochschulen - als schwer, was mich aber nicht abhielt, die letzten Semester dorthin zu gehen. Es war von Ebenshausen aus die nächste Hochschule, nur rund 80 km weit, so daß man die Reise durch das mittlere Werra-tal über Eschwege und Eichenberg für wenig Geld und in kurzer Zeit durchführen konnte. In den ersten beiden Jahren wohnte ich in der Nikolaistraße, im letzten Jahr in der Bunsenstrasse, ganz in der Nähe des I. Physikalischen Instituts, wo ich meine physikalischen

Aufgaben durchführte. Nach Anmeldung bei dem Institutsdirektor, Geheimrat Rinke, und seinem damaligen 1. Assistenten Dr. Bestelmeyer zur Teilnahme an III. Teil des Physikalischen Praktikums, des neu eingerichteten Praktikums für Elektrotechnik und Radioaktivität, des Seminars bei Prof. Riecke und des wöchentlichen Physikalischen Kolloquiums fühlte ich mich bald heimisch. Im Auditorium an der Weender Straße hörte ich die Vorlesungen über Theoretische Physik bei Prof. Vogt (Potentialtheorie, Partielle Differentialgleichungen der Physik, Optik), sowie die laufenden mathematischen Vorlesungen bei den Professoren Klein, Hilbert, Minkowski, Graphische Statik bei Runge, 1 stündige Vorlesungen aus der Medizin, Psychologie und Philosophie. In den späteren Semestern kamen dazu die für die Fakultas in der Chemie notwendigen Pflichtvorlesungen in der Geologie bei Pompeteki mit geologischen Wanderungen und in der Mineralogie bei Mügge mit Übungen, die ich nach der Prüfung noch bis Ostern 1911 fortsetzte. Mit Beginn des Wintersemesters betreute mich Prof. Riecke mit einer kleineren experimentellen Arbeit über "Die innere Energie von Glasströmen", die in der Physikalischen Zeitschrift veröffentlicht wurde. Danach gab er mir das von Dr. Bestelmeyer (der auf diesem Gebiet arbeitete) gestellte Thema für meine Dissertation :

"Untersuchung der Fehlerquellen in den älteren Bestimmungen der spezifischen Ladung des Elektrons."

Die älteren Messungen (Kaufmann) an Kathodenstrahlen hatten den Wert

$$\frac{e}{m_0} \frac{e}{m_0} \text{ (Ladung/Ruhemasse) } = 1,88 \cdot 10^7 \text{ e.m.E.}$$

die von Bestelmeyer an α -Strahlen (Radium) den Wert

$$\frac{e}{m_0} = 1,77 \cdot 10^7 \text{ e.m.E. ergeben.}$$

Die Ursachen dieser Differenz sollte ich aufklären. Die Arbeit war mit allen Vorbereitungen und teilweise recht ermüdenden Messungen (vielfach nachts und in den akademischen Ferien, um störende magnetische Einflüsse auszuschalten) mühevoll und zeitweise recht entmatigend. Wenn schließlich alle Schwierigkeiten überwunden werden konnten und die abgeschlossene Arbeit mir ein "Magna cum laude" (Sehr gut) eintrug, so verdanke ich das in 1. Linie den Ratschlägen meines guten Prof. Bestelmeyers und der hilfreichen Unterstützung meines englischen Studienfreundes Ben Hodgsons, der in demselben Raum mit mir arbeitete, bei den langen

Meßreihen. Im Institut waren es hauptsächlich Engländer, mit denen ich in freundschaftlichen Verkehr kam, deren Dissertationen ich ins Deutsche übertrug, von denen Hodgson einige Tage mit in Ebenshausen war, Mac Whan (später Professor in Dundee/Schottland) uns noch öfter in Stettin besuchte und ich mit ihm 1935 in Göttingen zur 250. Jahrfestfeier der Georgia Augusta zusammen war.

In einen sehr netten Kreis kam ich durch die Familie Härter, die Ostern 1909 von Gotha nach Göttingen übergesiedelt war, bestehend aus Großmutter Frau Forstmeister Härter, Mutter Härter, Sohn Walter, Tochter Hilde und Kusine Marta Kellner, die ich beide von Gotha her kannte, wo sie bis Ostern 1909 als Lehrerinnen gewesen waren. Walter Härter und sein Schulfreund Werner Menge (aus Arnstadt) Alma und ich waren gelegentlich bei den Eltern eingeladen, kamen vom Realgymnasium Gotha. Da alle gern wanderten, gründeten wir einen "Verein alter und junger Kandidaten für Sonnabendnachmittagsausflüge Göttingen". Da ging es immer sehr fröhlich zu, und wir durchwanderten jeden Sonnabendnachmittag die sehr schöne Umgebung Göttingens, waren bald in den ländlichen Ausflugslokalen mit den Wirtsleuten bekannt und verzehrten mit großem Appetit den guten frischgebackenen Kuchen, den es dort gab. Bei Geheimrat Riecke wurden die Doktoranden, die in seinem Institut arbeiteten, in jedem Semester einen Abend eingeladen, wo es bei den lebenswürdigen Gastgebern und der reizenden Tochter (bereits verlobt) recht fröhlich zuging.

Es kam das Jahr 1910. Die an Arbeit, aber auch an Erkenntnis und geistigem Wachstum reiche Zeit in Göttingen ging ihrem Ende entgegen, und Zeit wurde es auch, daß ich nach 9 Semestern meine Examina unter Dach und Fach brachte. Ende Sommer 1910 meldete ich mich zum Staatsexamen (für das Lehramt an höheren Schulen) und für das rigorosum (Doktorexamen). Als Facharbeit wurde ein Bericht über meine Dissertation angenommen, als philosophische Arbeit hatte ich bei Prof. Georg Elias Müller "Die Helmholtz'sche Theorie der Konsonanz und Dissonanz" zu behandeln. Um Zeit zu sparen, hatte ich gebeten, die beiden Termine für die Fachprüfung im Staatsexamen (Mathematik, Physik, Chemie mit Geologie und Mineralogie) und das rigorosum (Doktorexamen) zeitlich nicht zu weit auseinander zu legen, was in Göttingen noch nicht vorgekommen war. Dafür hatte ich von einer anderen Möglichkeit Gebrauch gemacht und die "Allgemeine Prüfung" für das Lehramt an höheren

Schulen (Deutsch, Religion, Psychologie und Philosophie) bis nach den Weihnachtsferien hinausgeschoben. "Die Prüfung pro fakultate" (Geheimräte Klein, Riecke, Prof. Kötz und Prof. Mügge) war auf den 2. November, das rigorosum (Geheimrat Riecke, Geheimrat Klein und Prof. Mügge) auf den 10. November festgelegt worden. In der Fachprüfung, deren 2. Teil ich am 19.10.1911 nachholte, bekam ich die Fakultas für Mathematik, Physik, Chemie mit Geologie und Mineralogie - alles für die I. Stufe mit

"Gut bestanden",

in rigorosum "Magna cum laude" (Sehr gut).

Es war ein frohes Weihnachtsfest, das ich 1910 in Arnstadt und Ebenshausen mit meinen Lieben verlebte.

Nach der Ablegung der "Allgemeinen Prüfung" übernahm ich (bis Ostern 1911) eine Privat-Assistentenstelle bei Dr. Bestelmeyer, die zwar nicht hoch bezahlt war, wofür ich aber bald jeden Abend bei ihm zum Abendbrot eingeladen war, wo es immer auserlesene Sachen gab. Die Freundschaft, die wir hier geschlossen haben (es hat nie ein böses Wort zwischen uns gegeben), hat ein ganzes Leben hindurch - bis zu seinem Tode am 21.11.1959 - gedauert.

Meine nächste Sorge war, zu Ostern 1911 möglichst in eine vollbezahlte "Oberlehrerstellung" hineinzukommen, denn man wollten wir doch endlich heiraten. Ich hatte nach mehreren Stellen, die in Vakanzanzeigen standen, geschrieben, aber nur von der "Kaiserin Auguste Viktoriaschule" - Stettin eine klare Antwort erhalten, wo mir der damalige Oberstudiendirektor Dr. Böldeker empfahl, an den Preussischen Kultusminister ein Gesuch zwecks Erlassung der Vorbereitungszeit auf Grund meiner 3 Volksschuljahre zu richten. Preussischer Staatsangehöriger war ich auch nicht, sondern gehörte zum damaligen Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha. Um alle diese Fragen zu klären, fuhr ich von Göttingen nach Hannover, um mir dort beim Provinzialschulkollegium der Provinz Hannover Rat zu holen.

Der Oberschulrat, mit dem ich verhandelte, war sehr nett, hörte sich meine Kümernisse an und meinte dann: "Ja, und verlobt sind Sie auch und möchten gern bald heiraten". Er riet mir, das Gesuch an den Minister zu schreiben und mir baldigst die preussische Staatsangehörigkeit in Göttingen (wo ich ja etwas verdiente) zu besorgen. Das machte keine besondere Mühe, und die Entscheidung des Ministers ließ auch nicht lange auf sich warten. Sie lautete:

"Das Seminarjahr wird erlassen, das Probejahr kann an der KAV-Schule bei voller Bezahlung abgeleistet werden; die Regelung gilt nur für Mädchenschulen". Geheimrat Böldcker und das Städtische Schulamt Stettin ließen mich noch zu 2 Lehrproben nach Stettin kommen, die nicht sehr glänzend ausfielen - kein Wunder bei dem Mangel an jeglicher Unterrichtserfahrung. Wenigstens kam ich auf diese Weise auf Kosten der Stadt Stettin nach Berlin (das ich noch nicht kannte) und in den Deutschen Osten. Das weite Land, durch das ich fuhr, die Einfahrt nach Stettin und die Stadt selbst beeindruckten mich sehr.

Auf meine Bedingung für den Eintritt in den Stettiner Schuldienst: volle Bezahlung als Oberlehrer (monatlich 300 Goldmark damals) ging das Schulamt ohne weiteres ein. Mein erstes Gehalt in Stettin wurde mir in 15 Goldstücken (zu je 20 M) ausgezahlt, was mich, der ich so viel Geld nie in Händen ^{gehabt} hatte, sehr beeindruckte. Die Festangestellten bekamen ihr Gehalt in Preußen 1/4 Jahr zum Voraus. In der Zeit der aufkommenden Mädchenschulen waren damals die akademischen Lehrkräfte knapp.

Mit Ostern 1911 kam der Abschied von Göttingen. Er ist mir nicht leicht geworden. In den 3 Jahren hatte sich mein Blick so geweitet, war ich mit so viel ausgezeichneten Menschen zusammengekommen (das beste, was einem das Schicksal geben kann), hatte ich so viel anregende und frohe Stunden mit ihnen verlebt und lebenslange Freundschaften geschlossen, daß Göttingen meine geistige Heimat geworden war. Mit meinem damaligen I. Institut (Prof. Pohl) bin ich heute noch in Verbindung.

VI. Stettin 1911 - 1945

VI a Die Friedensjahre 1911 - 1914

Nach dem schweren Abschied in Göttingen war der Anfang in Stettin nicht leicht. Alles war neu und ungewohnt - der Unterricht, die Stadt, die Wohnung, die Menschen, das Klima. Sie hatten wohl alle etwas Nachsicht mit mir, das Lehrerkollegium und die Schülerinnen, von denen die ältesten 20 Jahre waren (und mir heute noch schreiben). Die ersten Wochen vergingen mit Besuchen beim Gesamtkollegium der Schule (Oberlyzeum, Übungsschule, Realgymnasiale Studienanstalt und Lyzeum). Zu allem Neuen, was mich bedrängte, kam die Suche nach einer Wohnung, denn mit Beginn der Sommerferien wollten wir heiraten. Nach längerem Suchen hatte ich eine

nicht zu teure 3 1/2 Zimmerwohnung in der Torneyerstraße 19 gefunden. Alma bekam eine Skizze davon und meinte, daß ich wohl für unsere Verhältnisse eine gute Wahl getroffen hätte. Wir haben dort 18 Jahre gewohnt. Die Möbel wurden von meinem Bruder Alfred und meinem Paten Theodor Lerp angefertigt. Einige Tage vor Beginn der Sommerferien fuhr ich nach Arnstadt, um die vielen Formalitäten, die mit einem solchen Ereignis verbunden sind, zu erledigen. Die Hochzeit war am 8.7.1911 in Arnstadt; es waren nur die Eltern und Geschwister, sowie 2 von Alma's Kusinen aus Xanten dabei. Da die Möbel noch nicht versandfertig waren, unternahmen wir erst noch eine kleine Hochzeitsreise in die Coburg-Bamberger Gegend. Wir hatten freilich nicht mit dem heißen Sommer 1911 gerechnet, für den diese sonnenreiche Gegend kein geeigneter Erholungsaufenthalt im Juli war. Besser hätten wir oben auf dem Thüringer Wald oder an der Ostsee bleiben sollen. Mit Alfred machten wir uns anschließend auf den Weg nach Stettin, um unsere Möbel auszupacken und aufzustellen. Nach vollbrachter Tat fuhren wir mit einem der Tourendampfer nach Swinemünde. Auf dem Großen Haff konnte sich Alfred nicht genug wundern über die große "Werre".

Die Ferien gingen mit Anschaffungen zu Ende, die in der neuen Wohnung kein Ende nehmen wollten. Bei dem heißen Wetter gab es bald jeden Tag hitzefrei, so daß auch ich Zeit hatte, mich an den Besorgungen zu beteiligen - so weit das Geld reichte. Weihnachten fuhren wir das 2. Mal nach Thüringen. Der Winter wurde sehr kalt, das Frühjahr kam spät. Zu Ostern war ich an der Lehramtsprüfung in unserem Lehrerinnenseminar beteiligt und wurde am 1.4.1912 nach Beendigung des Probejahres von der Stadt Stettin mit Dienstalter vom 1.4.1910 als Studienrat fest angestellt. 4000 Goldmark Schulden von meinem Studium und einige 100 Goldmark gestundete Kollegelder in Göttingen begann ich bei meinem Vater abzuzahlen.

Inzwischen waren meine Studienfreunde aus Göttingen auch nach dem Osten verschlagen worden, Walter Härter nach Ostpommern, Dr. Otto Menge nach Stettin. Mit diesem unternahmen wir bei strahlendem Sonnenschein zu Pfingsten eine Rügenfahrt, wo wir zum 1. Mal die Schönheiten dieser größten deutschen Insel kennen lernten. Zu Beginn der Sommerferien kam mein Freund Willi Webb von England nach Stettin und fuhr von da als gern gesehener Gast (er war immer voll Humor) mit uns nach Arnstadt und Ebenshausen. Die letzten 3 Ferienwochen waren wir 3 Wochen in München bei meiner

ehemaligen Zimmerwirtin Frau Kollmannsberger. Bei dem nassen Sommer schrumpfte unsere Alpenfahrt in das Wendelsteingebiet auf 3 Tage zusammen. Dafür genossen wir ausgiebig die Kunstschatze und Annehmlichkeiten Münchens.

Im Herbst 1912, wo die politischen Verhältnisse in Europa sich schon zuspitzten, wurde ich zu einer 14 tägigen Landwehrübung nach Bromberg eingezogen, um die während des Studiums ausgesetzten Übungen nachzuholen. Alma fuhr während der beiden Wochen nach Arnstadt. Meinen sehr netten Hauptmann Koch von der Landwehrkompanie traf ich nach dem 1. Weltkrieg in Stettin wieder. Seine beiden Töchter waren auf unserer Schule, und im Winter 1919/20 hatten Alma und ich mit beiden Eltern Tanzstunde.

Den Sommer 1913 verbrachten wir in Zempin bei Zinnowitz an der Ostsee, wo es uns sehr gefallen hat, zumal wir auch Stettiner Bekannte dort trafen. Weihnachten 1913 waren wir wieder in Arnstadt und Ebenshausen, ebenso im Sommer 1914 und einige Tage im Thüringer Wald. Gegen Ende der Ferien, wo schon der 1. Weltkrieg drohte, fuhr ich nach Steinach zu Otto und Anna Hild, wo ich bei dem 2. Jungen (Sigurd, jetzt Dr. Dr. med. in Bielefeld) Pate war. Die Rückfahrt nach Stettin erfolgte bereits in überfüllten Zügen. Die Ferien gingen zu Ende und alles drängte nach Hause.

VI b Der 1. Weltkrieg 1914 bis Sept. 1917

Das Verhängnis war hereingebrochen, die glücklichen Friedensjahre des Deutschen Kaiserreiches waren zu Ende. Der 2. August 1914 war der 1. Mobilmachungstag. Am 3. mußte ich mich gemäß meiner Mobilmachungsbefehl auf dem Kasernenhof der Grenadierkaserne melden und kam als Unteroffizier zum Landwehrregiment Nr.2, das in einer Schule der Unterstadt zusammengestellt wurde. Bis zum Abmarsch aus Stettin blieb noch eine Woche Zeit, und so lange konnte ich - wenigstens nachts - zu Hause sein. Aus meinem Kollegium mit einigen 30 Lehrkräften waren außer mir nur 2 Lehrer eingezogen, von denen einer schon Ende August in Frankreich fiel. Alma, die sonst nicht wehleidig war, jammerte, daß es gerade uns treffen mußte und alle unsere Bekannten und guten Freunde zu Hause bleiben konnten. Sie wollte, wenn ich ausgerückt war, die Wohnung abschließen und nach Arnstadt zu ihrer Mutter fahren, so bald der Eisenbahnfahrplan wieder normal geworden wäre.

Am 12.8.1914 rückte das Landwehrregiment aus. Der Marsch durch die

mit Fahnen reich geschmückte Stadt über die Oder bis zum Güterbahnhof auf der Lastadie, wo wir verladen wurden, war ein großes Ereignis. Ganz Stettin war auf den Beinen. Die Begeisterung der Menschen, die noch keinen Krieg erlebt hatten, war unbeschreiblich. "Kommt alle wieder" und "Weihnachten seid ihr wieder zu Hause" riefen sie uns zu. Unsere Fahrt ging nach Thorn, wo das Regiment zusammen mit 2 Batterien Artillerie, einer Maschinengewehrkompanie und einer Radfahrabteilung zur "Hauptreserve der Festung Thorn" gehörte. Meine Kompanie wurde im Vorgelände in Swierzyn in der Scheune bei einem polnischen Bauern einquartiert, der mir ein Federbett gab, als er hörte, daß ich ein "Doktor" sei. Unser Feldwebel war ein Stettiner Lehrer, unser Kompanieführer ein Oberleutnant d.R. v.Scheven, der Bataillonskommandeur Major v.d.Horst (dessen Tochter nach dem Krieg in meiner Klasse war), der Regimentskommandeur Oberst v. Reuter. Mit beiden war ich nach dem Krieg noch oft im Grenadierkasino in Stettin zusammen. Um uns möglichst gründlich für den Krieg vorzubereiten, setzte unser Bataillonsführer Major v.d.Horst vom frühen Morgen bis zum späten Abend möglichst viel Dienst an, mit dem Erfolg, daß wir ziemlich ausgepumpt nach 3 Wochen in die Schlacht von Tannenberg hineinkamen. Am 24. August 1914 (einem Sonntag, die es im Krieg in sich hatten) wurden wir mit der Übernahme des Oberkommandos im Osten durch Hindenburg in die Bahn gesetzt und in die Gegend von Lautenburg/Ostpr. gefahren. In der Nacht bewaktierten wir - das 1. und letzte Mal mit voller Zeltausrüstung. Später verbrachten wir die Nächte, wie wir es von den Russen sahen, in abgedeckten Erdgruben, in Mantel und Zeltplan eingewickelt. An diesem Abend war unsere Radfahrerabteilung bei einem Vorstoß mit dem Feind in Gefechtsberührung gekommen. Am nächsten Morgen marschierte das Regiment durch Lautenburg, meine Kompanie an der Spitze. Kaum waren wir aus dem Ort heraus, als hinter uns eine wahnsinnige Schießerei anfang, die nur langsam wieder aufhörte. Angeblich sollten einige Russen versteckt gewesen sein. Beim Abkochen nachher (wir hatten keine Feldküchen) ließ Oberst v. Reuter die Unteroffiziere des Regiments zu sich kommen, um uns wegen der bei der sinnlosen Schießerei gezeigten Nervosität eine Standpauke zu halten. Am folgenden Morgen, dem 26.8., war schon beim Abmarsch in der Ferne Kanonendonner und das Heulen unserer Granaten, die über unsere Köpfe hinweggingen, zu hören. Beim weiteren Vormarsch fauchte eine russische Granate über die

Kompanie hinweg, nötigte uns zu tiefen Verbeugungen und zu weiteren Vorgehen in Schützenlinien. Wir kamen bei Heinrichsdorf (zwischen Lautenburg und Solden) eine flache Anhöhe hinauf. Überall war Schießerei, aber vom Feinde nichts zu sehen. Am Nachmittag wurde alles still. Wir erhoben uns vom Boden und setzten die Gewehre zusammen. Mit einem Male fing das Feuer wieder an, und wir sahen an dem aufspritzenden Sand, daß wir damit gemeint waren. Wir waren natürlich schnell an den Gewehren und wieder am Boden. Das Gefecht hatte uns einige Verwundete gekostet und uns über die russische Taktik belehrt. Mit Dunkelwerden rückten wir in das zerstörte Heinrichsdorf ein. Am Dorfkrug mit zerschossenem Giebel lagen 3 tote Russen, aus der Molkerei holten wir uns Butter. Die Nacht verbrachte ich mit 6 Mann als Unteroffizierposten an der Straße Lautenburg - Soldau. Das Wetter war die ganze Zeit schön und warm. Die Verpflegung war ausgeblieben, wir lebten von Bonbons, mit denen wir uns die Tornister noch in Thorn vollgestopft hatten. Nach Einteilung meiner Wachen schlief ich trotz aller guten Vorsätze ein, die Ermüdung war zu groß. Als ich aufwachte, graute der Morgen. Die Brigade Mühlmann, das war unsere Landwehrbrigade mit den paar Geschützen und Maschinengewehren, bekam den Befehl, nach Soldau vorzustoßen und - wie wir nachträglich erfuhren - dort der russischen Armee den Rückzug aus dem Kessel, in dem sie sich befand, abzuschneiden. 5 russischen Elite-Armeekorps (die Garde aus Petersburg war dabei) standen nur 2 deutsche aktive AKs gegenüber, alles andere waren zusammengeraffte Verbände, Landwehr, Festungsreserven, der Ostpreußische Landsturm.

Nach einem überaus ermüdendem Marsch vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf der heißen und staubigen Straße lahten wir in Soldau an. Je näher wir der Stadt kamen, desto mehr waren beide Straßenränder bedeckt mit Waffen und Ausrüstungsstücken aller Art, die die flüchtenden Russen weggeworfen hatten. Hier und da lagen auch russische Verwundete an der Straße, die in ihrem naiven Glauben an die deutsche Tüchtigkeit zuversichtlich hofften, daß die deutschen Ärzte sie wieder zusammen flicken würden. In Soldau hatten die Russen übel gehaust, die Häuser verschmutzt, die Möbel umgestürzt, alle Kästen herausgezogen und den Inhalt auf den Fußboden verstreut. Wir hatten einen ganzen Tag zu tun, um die Wohnungen, in die wir einguartiert waren, einigermaßen in Ordnung zu bringen. Die meisten Einwohner waren geflohen. Wir waren todmüde, und als

der Feldwebel einen Unteroffizier vom Dienst brauchte, war ich der einzige, der sich meldete. Das blieb dann in der nächsten Zeit die Regel. Nach 3 Tagen gab es wieder einmal Verpflegung - Kartoffeln und Hering. Aus dem Wehrmachtsbericht vom 28.8.14 erfuhren wir, daß die Niederlage der Russen vollständig war. Über 90 000 waren gefangen. Von den 5 russischen Armeekorps war nur ein kleiner Teil entkommen, fast die gesamte Ausrüstung war in deutsche Hände gefallen. Es war ein schwer errungener Sieg. Das I. Ostpreußische AK hatte den Hauptstoß der Russen aufgehalten und schwere Verluste erlitten, während das Korps Mackensen nach Norden abgeschwenkt und den Russen in den Rücken gefallen war, woran diese nicht glauben wollten und zuerst meinten, es seien ihre "Brüder".

Unsere Ruhe in Soldau dauerte nur bis zum 30.8. Im Morgengrauen wurde das Regiment alarmiert. Wir marschierten bis in den hohen Mittag und sahen weit im Osten Kavallerie ziehen - vermutlich russische. Dann kam der Befehl zum Rückmarsch nach Soldau, unter möglicher Schonung von "Mann und Roß", wo wir in tiefer Nacht nach rund 70 km Marsch (mit vollem Kriegsgepäck und ohne Verpflegung) übermüdet und ausgehungert anlangten. Es war mein größter Gewaltmarsch als Infanterist. Den Krieg hatten wir uns alle - nach dem Vorbild des 7 jährigen oder auch des 70/71 er Krieges etwas gemüthlicher, mit großen Pausen zwischen den einzelnen Schlachten vorgestellt. Am 3. September war schon wieder Alarm, und diesmal ging es in Richtung Mlawa auf die russische Grenze zu. Am Nachmittag kamen wir mit den Russen in Gefechtsberührung und besetzten eine Anhöhe, die anscheinend der Feind gut einsehen konnte, denn bald gab es bei uns Tote und Verwundete. Meine Gruppe lag einigermaßen gedeckt am linken Flügel der Kompanie. Vom Feind war - wie gewöhnlich - nichts zu sehen. Mein Kamerad und Kollege, Vizefeldwebel Studienassessor Kehrt (ich habe ihn nach dem Kriege in Stettin und dann in den 50 er Jahren bei einer Tagung in Eisenach wiedergesehen) bekam bei diesem Gefecht seine schwere Kieferverwundung im ganzen hatte die Kompanie an 30 Mann Verluste. Mit Dunkelwerden hörte das Feuer auf. Unser Bataillon sammelte sich und beging die Dummheit, in das vor uns liegende brennende Dorf einzurücken und anzufangen, die Häuser zu durchsuchen. Mit einem Mal gab es einen wüsten Feuerüberfall. Meine Kompanie suchte in der Nähe des Friedhofes Deckung und hatte keine weiteren Verluste. Danach biwakierten wir auf einer Anhöhe unter freiem Himmel in

wenig erfreulicher Stimmung. Unser Regimentskommandeur, Oberst v. Reuter, erzählte mir später im Stettiner Grenadierkasino, daß er mit dem russischen General, der bei Mlawa die Gegenseite befehligte, zusammen auf einer Hochzeit im Polnischen gewesen sei, wo dieser Herr große Töne von seiner damaligen Strategie geredet habe. Am anderen Morgen war der Russe, wie üblich, verschwunden. Wir marschierten ungehindert in Mlawa, einer kleinen Stadt, ein, wo wir uns in der Kirche einquartierten und in einem russischen Magazin große Mengen von Eiern fanden. Auch Brot wurde ausgegeben. Die wenigen Ruhetage taten uns gut. Zu einer Gefechtsberührung kam es nicht, auch nicht bei Neidenburg, sondern erst später in Polen zu Kämpfen, die ich aber nicht mehr miterlebte. Um Mitte September, wo die Nächte bereits empfindlich kalt wurden, hatte ich mir eine Sehnenzerrung im linken Fuß und eine Bronchitis bei den übermäßigen und ungewohnten Anstrengungen zugezogen. Als ein Transport der Kompanie mit Krankgemeldeten nach Neidenburg gebracht werden sollte, bat ich, mir die Führung zu übergeben, um für mich ärztlichen Rat einzuholen, was genehmigt wurde. Die Untersuchungen im Lazarett führte ein polnischer Arzt, Dr. Golde, (russischer Unterarzt) aus, der mir sagte, daß ich mit meiner Bronchitis nicht an der Front bleiben könnte, ohne mich zu rätnieren. Was von den Krankgemeldeten nicht mehr K.v. war, wurde zu einem Transport nach Swinemünde, wo unser Ersatzbataillon lag, zusammengestellt. In Swinemünde wurde ich kurz untersucht, nach Arnstadt zur Verfügung des Bezirkskommandos Erfurt entlassen und dort für 1 Jahr dienstuntauglich geschrieben. Ein Darmkatarrh war noch zu meinen Leiden dazu gekommen. In Arnstadt haben mich dann Alma und ihre Mutter unter Aufsicht ihres Hausarztes, Dr. Weber, der von einem "Tannenbergkämpfer" keine Bezahlung annehmen wollte, gesund gepflegt. Als es gegen Weihnachten so weit war, hatte ich dort keine Ruhe mehr und wollte zum Neuen Jahr entweder an die Schule zurück oder sonst etwas Nützliches tun. Kurz vor Weihnachten fuhren Alma und ich von Arnstadt nach Stettin. In Berlin hörten wir die Nachricht von der siegreichen Beendigung der Winterschlacht Hindenburgs im Osten. Das Weihnachtsfest 1914 verlebten wir in Stettin und sahen dort unsere alten Freunde von der KAV-Schule wieder. Mich im Schuldienst zu verwenden, hatte der Direktor Dr. Böddeker Bedenken. Er meinte mit Recht, daß besser meine militärischen, resp. Kriegserfahrungen ausgenutzt werden

sollten. Durch einen Lehrerkameraden, Mittelschullehrer Gaedke, kam ich zum Rekrutendepot des Grenadierregiments Nr.2. Mein Feldregiment hatte mich inzwischen zum Vizefeldwebel d.L. befördert. Im Mai 1915 meldete ich mich beim Grenadierregiment Nr.2 zu einem Offizierlehrgang im Warthelager bei Posen. Dort wurde ich Anfang August 1915 zum Leutnant d.R. des Gren.Regts. Nr.2 befördert. Von Stettin aus führte ich bald darauf einen Offiziertransport zum aktiven Regiment nach Kurland und kam selbst zur 7.Kompanie unter Oberleutnant v.Frankenberg. Nach einer Reihe kleinerer Gefechte mit geringen Verlusten - mich hatte der Himmel behütet : In der Marschkolonne war ein Irrgänger zwischen Oberarm und Brust durchgegangen, im Gefecht hatte ein Geschos meinen Rucksack, den ich immerbei mir trug, durchschlagen - kam der Bewegungskrieg im Oktober 1915 zum Stillstand. Im November 1915 bekam ich das EK II. Wirbauten unsere Stellung an der Düna zwischen Jakobstadt und Friedrichstadt aus. Dank der Fürsorge unseres Kompanieführers war die Verpflegung der 7.Kompanie vorbildlich. Wir hatten immer Kartoffeln, buken selbst Brot, im Stellungskrieg gab es früh und abends warmes Essen, sowie genügend Brot, Zubrot und als Spezialität Milchreis. In der Bataillonsreservestellung baute die Kompanie - wir hatten erstaunlich viel geschickte Handwerker dabei - das "Walddorf Gottberg" (benannt nach unserem Regimentskommandeur Oberst v.Gottberg) mit Schlaf-und Tagesräumen, Kasino, Küche, Badeeinrichtung für 250 Mann - alles aus Blockhäusern. Die Unterstände wurden mit selbstgebauten Öfen versehen und zu festen Bunkern erweitert. Der Winter 1915/16 war in Kurland verhältnismäßig mild. Vor und auch noch einmal nach Weihnachten taute der meterhohe Schnee ganz weg. Die Düna war fest zugefroren. Ende Februar bekam ich eine fieberhafte Erkrankung und wurde von unserem Bataillonsarzt ins Feldlazarett nach Oknista geschickt, wo man mich nach Entlausung (die nicht nötig war) und kurzer Behandlung an das Offizier-Erholungsheim im Ostseebad Rauschen bei Königsberg zu einer 3 wöchentlichen Kur überwies. An Alma in Arnstadt hatte ich gleich geschrieben, daß sie umgehend nach Rauschen kommen möchte, was mit Freifahrschein II.Klasse gut klappte. Sie war die Nacht durch über Berlin und Königsberg gefahren und kam einen Tag nach mir in Rauschen an. Im Hotel Düna waren wir die einzigen (sehr verwöhnten) Gäste und verlebte bei zwar noch recht

kalten Märzennächten, aber tagsüber hellem Sonnenschein und frischer Seeluft an der Bernsteinküste (Palmnicken war unser häufiger Spaziergang) 3 köstliche und erholsame Wochen ungetrübten Wiedersehens. Anschließend ließ ich mir vom Regiment noch 14 Tage Urlaub nach Stettin geben, wo wir alle unsere guten Freunde nach bald Jahresfrist einmal wiedersahen und unsere Häuslichkeit genossen. Es gab Fleisch-, Brot- und Fettkarten, aber in den Gastwirtschaften konnte man noch "ohne" essen. Gegen Mitte April 1916 waren die 5 schönen und glücklichen Wochen dieses Kriegswiedersehens zu Ende. Alma brachte mich gegen Abend noch zum Bahnhof an den Nachtschnellzug Stettin - Königsberg. Eine ältere Dame, anscheinend auch Offiziersfrau, die im Abteil mitfuhr, sagte mir noch, als der Zug in Bewegung war: "Wie tapfer und gefaßt ist doch Ihre Frau Gemahlin bei diesem sicher nicht leichten Abschied gewesen". Nach 2 Tagen war ich wieder bei meiner 7. Kompanie an der Front. Bis Oknista hatte mir Oberleutnant v. Frankenberg, mit dem mich eine treue Kameradschaft verband und dessen Stellvertreter ich war, einen Wagen entgegen geschickt.

An der Front war es voller Frühling oder vielmehr Sommer geworden. Von dem donnerähnlichen Aufbrechen des Eises auf der Düna in einer der ersten Frühlingsnächten erzählten mir die Kameraden. Mein Befehlsempfänger und mein Bursche Pahlow (aus Ostpommern, Alma und ich waren nach dem Kriege zu seiner Hochzeit in Thyn auf dem Lande bei Schlawe) hausten mit in meinem Unterstand und sorgten auf das beste für mich. Der Sommer an der Front in Kurland verlief ruhig. Das Wetter war meist schön und warm. In der Reservestellung, die wir alle drei Wochen eine Woche genossen, wurde etwas exerziert und viel geritten, welchen Sport ich sehr liebte. Wir hatten Gäste im "Kasino" oder waren beim Regiment, resp. Bataillon eingeladen. Unser Bataillonskommandeur, Major Keil, pflegte mich mit dem Ausspruch zu begrüßen: "Der Leutnant Lerp, der Liebling der jungen Damen in Stettin".

Getrübt wurde diese Sommerfrische durch den Tod des vom ganzen Regiment sehr geschätzten Oberleutnants v. Frankenberg, der bei einer Beobachtung an der Düna (wo unsere Front vom Feind eingesehen werden konnte) einen Kopfschuß bekam. Er wurde unter Teilnahme des ganzen Regiments auf dem Friedhof in Wjeßen (gleich hinter unserer Front) durch den Divisionspfarrer beerdigt. Die

Feier wird mir unvergeßlich bleiben. Die Regimentsmusik spielte das Lied vom Guten Kameraden. Oberleutnant Adolf v. Frankenberg war einer der wenigen Offiziere, die den Krieg von Anbeginn an ohne Unterbrechung beim Grenadierregiment Nr. 2 mitgemacht und schon in Frankreich 1915 das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten hatten. Als einziger hatte er über den ganzen Krieg Tagebuch geführt und viel fotografiert. Auf Wunsch seiner Familie habe ich dann 1917 in Kiel seine Aufzeichnungen und Bilder mit meinen Erinnerungen zu einem Gedenkbuch zusammengestellt und mehrere Durchschläge machen lassen. Mein eigenes Exemplar ist leider - wie vieles andere - 1945 in Stettin verloren gegangen.

Die Verluste, die wir sonst in unserer Stellung vor Jakobstadt erlitten, waren gering. Nur an unserem rechten Kompanieflügel, wo man die Grabendeckung nicht ungesehen verlassen konnte, gab es einige Verwundete. Eine ständig andauernde Gefahr macht die Menschen leichtsinnig und unvorsichtig. Mit meinem 2. Zug bog unsere Stellung vom (linken) Ufer der Düna nach Westen ab, gut gedeckt. In den fast 5/4 Jahren, die wir dort waren, ereignete sich nur eine Verwundung durch Schrapnell.

Nachdem ich einige Wochen die Kompanie geführt hatte, kam Ende Juli Major Wilhelm v. Hertzberg, der 1914 in Frankreich durch Maschinengewehrfeuer schwer zusammengeschossen worden war, mit Ersatz von Stettin und übernahm die Leitung der 7. Kompanie. Auch mit ihm habe ich mich gut verstanden.

Ende Oktober 1916 hielt es die Oberste Heeresleitung wohl für nötig, unser Grenadierregiment nach mehr als einem Jahr Stellungskrieg wieder etwas in Bewegung zu bringen. In den letzten Oktobertagen kam unsere Ablösung. Wir fuhren von Oknista aus in einem 6 tägigen Bahntransport durch Litauen (Wilna), Polen (Byalystok, Warschau, Lodz), Oberschlesien (Gleiwitz), 3 Länderecke, Ungarn (Budapest) und Siebenbürgen bis nach Petroszeny in den Transsilvanischen Alpen, von wo wir (in Gebirgsausrüstung) am 8.11.1916 den Vormarsch nach Rumänien antraten. Mein Hauptmann v. Hertzberg ritt hinter der Kompanie, ich ging neben ihm. Der Gaul, sonst ein ruhiges Tier, war durch den wilden Verkehr von Soldaten, Autos, Gefangenen- und Krankentransporten von, resp. nach der Front auf der engen Paßstraße unruhig geworden. Als wieder ein Lastauto (mit Handgranaten), das von hinten kommend uns in

dem Raum zwischen den 2 Kompanien überholen wollte, ging das Pferd hoch. Ich griff nach dem Zügel, damit er nicht den Steilhang von der Paßstraße zum Schill hinuntersausen sollte und ging einen Schritt zur Seite, um nicht unter die Hufe zu geraten. In demselben Augenblick faßte mich der LKW mit dem einen Vorderrad (glücklicherweise mit Gummibereifung), das mich umriß und über beide Füße wegging. Ohnmächtig geworden bin ich nicht, aber der Schmerz war so stark, daß ich nicht mehr einfach sehen konnte. Ein Oberleutnant, der mit einem PKW nach vorn fuhr, nahm mich zunächst mit, füllte mir ein Fläschchen Kognak ein und übergab mich dann einem von der Front kommenden Krankenwagen, der mich in das Feldlazarett Petroscey brachte. Geschlafen habe ich nicht in den 3 Nächten, die ich dort lag. Mehr als der körperliche Schmerz nagte an mir der seelische Kummer, daß ich nun mit einem Male weggerissen war von meinen Kameraden, mit denen ich 1 1/2 Jahre Freud und Leid geteilt hatte, und von meinem Truppenteil, der mir zur 2. Heimat geworden war. Der Himmel hat es immerhin gut mit mir gemeint, daß er viele von den alten Kriegskameraden mich in Stettin wiederssehen ließ. Schön und erinnerungsreich waren namentlich die Gedenkfeiern im Grenadierkasino, wenn auch von unserem alten ruhmreichen Regiment nur die Traditionskompanie der Reichswehr übrig geblieben war, und meine gebrochenen Fußknochen sind über Erwarten gut ausgeheilt, wenn auch erst nach Jahren vollständig. Vom Feldlazarett kam ich nach 3 Tagen ins Kriegslazarett nach Deva (Ungarn), wo 3 Wochen später endlich auch ein Röntgengerät zur Verfügung war, um erstmals eine Untersuchung meiner Füße vorzunehmen. Die gebrochenen Knochen waren so, wie sie lagen, inzwischen zusammengewachsen, die Fußgelenke zum Glück unbeschädigt. Der Generalarzt, der den Befund begutachtete, riet ab, die Knochen noch einmal zu brechen und in die richtige Lage zu bringen. Ob es besser werden würde, wüßte man nicht, jedenfalls bliebe eine wetterempfindliche Narbe. Es mußte versucht werden, die Deformation durch orthopädische Schuhe zu korrigieren, was dann gemacht worden ist. Ende November konnte ich notdürftig an Krücken gehen und wurde kurz vor Weihnachten 1916 nach Bad Kösen/Saale abtransportiert. Zu Weihnachten war ich so weit bewegungsfähig, daß ich einige Tage auf Urlaub nach Arnstadt zu meiner lieben Alma, Ihrer Mutter und Schwester fahren konnte. Sie besuchte mich dann noch einmal in Bad Kösen,

bevor ich im Januar 1917 zu dem Orthopädie-Spezialisten Geheimrat Prof. Schneider nach Magdeburg in Behandlung kam. Überall in den Lazaretten war die Betreuung vorbildlich, das Essen aber in dem kalten "Kohlrübenwinter" schon sehr knapp, die Lebensmittelzuteilung unzureichend.

Von Magdeburg wurde ich gegen Ende des harten Winters zur ambulanten Behandlung nach Stettin entlassen, wohin Alma und ich zusammen fuhren. Da wir dort keine Vorräte hatten, nicht einmal Kartoffeln, war der Anfang schwer. Mein Vater in Ebenshausen hat ausgeholfen und Almas Mutter uns Kartoffeln lo Pfundweise geschickt. Ich gehörte zu der Versehrtenkompanie des Ersatzbataillons, wo ich meine ersten orthopädischen Schuhe bekam, und übernahm dann die neueingerichtete Presse- und Bücherstelle beim Stellvertretenden Generalkommando des II. Armeekorps. In diese Zeit fallen die Straßendemonstrationen der SPD und ihres linken Flügels, der Spartakisten (später KPD) gegen den Krieg und den Lebensmittelmangel.

VI c. Als Physiker bei der Marine in Kiel

Anfang September 1917 bekam ich (nach August 1914 zum ersten Mal wieder) Nachricht von meinem Doktorvater Professor Bestelmeyer aus Kiel : wo ich wäre, was ich täte und ob es mir möglich wäre, ihm bei physikalischen Aufgaben für die Kriegsmarine zu helfen. Daraufhin schrieb ich ihm das nötige über meine derzeitige Lage und daß ich als sein alter Schüler und Assistent in Göttingen sehr gerne bereit sei, wieder mit ihm zusammen zu arbeiten. Dann ging alles sehr schnell. Das Generalkommando, wo für mich nicht viel zu tun war, gab mich sofort frei, und mein Regiment kommandierte mich zur Torpedo-Versuchsanstalt nach Kiel - Wik, Das Wiedersehen mit Professor Bestelmeyer war herzlich. Wir sind immer in ungetrübter Harmonie miteinander ausgekommen. Das Torpedoversuchskommando der Kriegsmarine von 1914 war zusammen mit einer Schiffsjungenausbildung auf dem alten Panzerkreuzer Roomp der auf der Förde lag, untergebracht. Ich bekam auf dem Schiff meine Kammer und gehörte als Königlich Preußischer Leutnant (in Uniform) zur Offiziersmesse, die ein buntes Bild bot : Seeoffiziere, Marineingenieure, Stabsarzt, Zahlmeister, ein Leutnant vom Seebataillon, mein Professor Bestelmeyer als bayrischer Rittmeister d.R., ich als Leutnant von der Infanterie, wozu später noch

mein Freund Dr. Bath als Artillerist und ein Physiker von den Pionieren kam. Der Ton in diesem Verein war der einer herzlichen Kameradschaft mit viel Humor. Die Bordverpflegung war für das 4. Kriegsjahr reichlich. Dazu kam, daß die Schiffsbesatzung selbst fischte und räucherte, auf diese Weise die Tafel bereicherte und sogar noch Räucherfische zum Nachhause schicken abgeben konnte. Aus der Prisenladung eines japanischen Dampfers hatte die Messe eine Ladung Langusten (unseren heutigen Tschatkakrebsen aus Rußland) erhalten, die den ganzen Krieg über reichten und mit den "Bratkartoffeln" der Seeleute ein köstliches Abendbrot gaben.

Unsere Laborräume und die Werkstätten lagen an Land (in der Wik), wohin wir vom und zum Schiff mit dem Routineboot fahren mußten. Das Torpedoversuchskommando war eingeschifft, da die Förde als Kriegsgebiet galt und dadurch die höheren Gebühren und Verpflegungssätze gewährt werden konnten. Bei unseren physikalischen und technischen Aufgaben, die Prof. Bestelmeyer nach Besprechungen mit seinem Vetter, dem Unterstaatssekretär Mann im Reichsmarineministerium (Großadmiral v. Tirpitz) aufgetragen worden waren, handelte es sich um folgendes: Nach den großen Erfolgen unserer U - Boote 1914 und mit Einsetzen des Handelskrieges waren die Engländer zu Gegenmaßnahmen übergegangen. Sie hatten, besonders für den Kanal sehr flach gehende Handelsschiffe gebaut und die Kohlenbunker als Wülste an die Schiffswand gelegt. Ein flach eingestellter Torpedo läuft wegen des Wellenganges schlecht und verfehlt sein Ziel, ein zu tief eingestellter geht wirkungslos unter dem Kiel durch. Bei geschützter Bordwand reißt ein Aufschlagtreffer nur ein größeres Leck, ein in Schotten eingestrichenes eingeteiltes Schiff bleibt aber schwimmfähig. Im Reichsmarineamt hatte man Prof. Bestelmeyer die Aufgabe gestellt, eine Torpedo-Abstandszündung zu konstruieren, d.h. eine Zündung, die ohne Berührung des Schiffes den Torpedokopf (der die Sprengladung enthält) unter dem Kiel zur Detonation bringt. Physikalisch gibt es dazu verschiedene Möglichkeiten, die im 2. Weltkrieg weiter verfolgt worden sind. Am nächstliegenden sind magnetische Zündungen, die die Veränderung des erdmagnetischen Feldes unter einem Eisenschiff für die Zündung ausnutzen. Die einfachste (es mußte wegen der drängenden Zeit alles schnell gehen): "Ein im Erdfeld rotierender Anker (Erddynamo), dessen unter dem Ziehschiff veränderter Induktionsstrom den Zündkontakt anlegt" war im Prinzip 1917 bereits fertig.

Es handelte sich noch um die Durchführung der grundlegenden physikalischen Messungen, den Bau der Hilfsgeräte, die unser ausgezeichnete Universitätsmechaniker Habeneay aus Gießen durchführte und die technische Ausgestaltung - 3 für mich als Physiker und unseren 1. technischen Mitarbeiter, Marineoberingenieur Zschorsch überaus interessante und lockende Aufgaben. Bei der serienmäßigen Herstellung unserer MZ ("Magnetzündung"), wie das Gerät hieß, wurden noch die Direktoren der Hartmann & Braun A.G. für elektrische Meßinstrumente - Frankfurt/Main zu Rate gezogen, mit denen wir manchen genußreichen und interessanten Abend verlebten. Auch Prof. Dr. Madelung aus Frankfurt/Main, zu meiner Zeit Assistent in Göttingen, und der Bruder v. Prof. Bestelmeyer, der Direktor der Münchener Kunstakademie, gehörten zu unseren Gästen in der Messe.

Weihnachten 1917 verlebte ich in Arnstadt bei meiner lieben Alma und verabredete mit ihr, daß sie zum Frühjahr nach Kiel kommen sollte, wo ich eine Zweizimmerwohnung an Land nehmen wollte, was dann im Mai 1918 geschah.

Inzwischen war die Fertigung soweit vorgeschritten, daß die ersten Zündgeräte an die Front gegeben werden konnten. Bei den U-Bootskommandanten begegneten sie in Zeebrügge zunächst erheblichen Mißtrauen, daß sich erst etwas legte als ein Boot einen Fröhdetonierer, die uns dann im 2. Weltkrieg das Leben so verbitterten, meldete. Das Ding knallte also wenigstens. Dann mehrten sich die Erfolge. Wir konnten nicht genug MZ schaffen, die die U-Boote für sich allein in Anspruch nahmen. Eine unerwartete Wirkung war bei den Abstandszündungen hinzugekommen : die gesamte im Sprengbereich befindliche Wassermasse (der Wasserschwall) wirkte mit auf den Schiffsboden und zerbrach den Kiel des Schiffes, das jedesmal schnell sank. Von einem getroffenen Schiff sah ich ein Foto, auf dem Bug und Heck hoch aufgetaucht waren und fast aneinander schlugen. Die Feindseite erhob ein großes Geschrei, daß die Deutschen einen neuen und so unmenschlichen Sprengstoff verwendeten. Etwa 100 Geräte waren an der Front eingesetzt, eine 500er-Serie bei Hartmann & Braun in Auftrag gegeben, als der Krieg am 9. November 1918 zu Ende war. Bei den deutschen Maßnahmen, wie in der Deutschen Geschichte immer wieder das bittere Wort : "Zu wenig und zu spät".

Auf den Kriegsschiffen im Kieler Hafen, die Anfang November auslaufen sollten, brach die Matrosenmeuterei aus. Die Rückfahrt der Flotte wurde erzwungen, soweit sie den Hafen verlassen hatte (an einem Sonnabend), die Gefängnisse, in die man die Meuterer gebracht hatte, am Sonntag gestürmt und nach russischem Vorbild Soldatenräte gebildet. Als ich am Montag früh in unsere Arbeitsstätte in der Wik kam, verhandelte Prof. Bestelmeyer mit unseren Arbeitern, die abwarten wollten, was geschähe. Inzwischen waren die Depots in der Wik aufgebrochen, die Gewehre und Munition herausgeholt und verteilt worden. 12 Stunden danach kam von der Marineleitung der Befehl, die Waffen aus den Depots in der Förde zu versenken. In der Stadt und auf einigen Schiffen kam es zu Schießereien. Die Nacht verbrachte ich auf unserem Torpedoboot. Zwei von meinen Arbeitern benachrichtigten die Tante Alma in unserer Landwohnung und verbürgten sich, daß mir nichts geschehen würde. Am anderen Morgen bekam ich meinen Ausweis von unserem Soldatenrat. Im Torpedo-Versuchskommando hatte sich die Machtübernahme ohne Blutvergießen vollzogen. Die Besatzungen der kleineren Fahrzeuge hatten sich an dem Aufstand nicht beteiligt, die Hauptführer gehörten zu den Besatzungen der großen Schiffe, wo das Verhältniß zwischen Mannschaften und Offizieren nicht gut war. Die Matrosen, viel organisierte Arbeiter, hatten die Revolution wie einen großen Streik aufgezo-gen. Eine Kundgebung von Noske, der von Berlin nach Kiel gekommen war, warnte vor übereilten Maßnahmen und befahl, alles zu tun, um die Lebensmittelversorgung für die Wehrmacht und die Zivilbevölkerung sicher zu stellen. Alma und ich bekamen Vorräte von der Roon und auch weiter das Mittagessen aus dem Landkasino. Alle Waffen mußten abgegeben werden, natürlich ging ich nur noch in Zivil aus.

An der Front war der Waffenstillstand in Kraft getreten, der deutsche Rückmarsch unter Hindenburg's Führung in vollem Gang, der Kaiser nach Holland ins Exil gegangen. In Kiel, wo auch Dr. Bath wegen einer Dienstverletzung (Unterarmbruch) noch im Lazarett war, hätten wir es gut noch aushalten können, aber Alma drängte nach Hause. Am letzten Sonntag, den wir in Kiel waren, besuchten wir noch Prof. Bestelmeyer, der seit einiger Zeit in Heikendorf (auf der anderen Seite der Förde) wohnte und die Lage recht schwarz sah, was sich glücklicherweise als übertrieben herausstellte, wenn wir auch recht schweren Zeiten entgegen gingen

und niemand wußte, was werden würde. Er hatte schon seit einiger Zeit einen Ruf als a. ^{u.} Professor nach Greifswald erhalten und war im Begriff, dorthin überzusiedeln.

VII. In Stettin von 1918 - 1939.

Die Fahrt von Kiel nach Stettin (Dr. Bath fuhr mit uns) verlief ohne Zwischenfälle. Trotz Revolution und Umsturz arbeiteten Betriebe und Behörden einwandfrei; die Beamten und Angestellten hatten getreulich auf ihren Posten ausgehalten. Der Anfang in Stettin war bei dem Mangel an jeglichen Vorräten schwer genug. Wieder halfen Almas Mutter in Arnstadt und mein Vater in Ebenshausen.

Schon in Kiel nahmen Grippeerkrankungen mit z. Teil schwerem Verlauf (Kopfgrippe) überhand. Auch Alma mußte sich bald mit hohem Fieber legen, doch ging es ihr schon nach 8 Tagen besser. Den Haushalt mußte ich versorgen, so gut es ging. Brot, etwas Fleisch, Fett und Nahrungsmittel gab es auf Marken, gelegentlich Fische. Ilse Stambusch (später Frau Menge) ging zum "Hamstern" auf die Dörfer am Dammschen See und tauschte Milch, Kartoffeln, Brot gegen Dinge aus der Stadt. So halfen wir uns durch, und es dauerte nicht allzu lange, bis die ersten amerikanischen Lebensmittelsendungen eintrafen und der Mangel allmählich überwunden wurde. In dem Ersatzbataillon des 2. Grenadierregiments (Kurfürstenstraße), wo ich mich anmeldete, führte ein Soldatenrat die laufenden Geschäfte. Der militärische Leiter war ein Major vom Grenadierregiment, der mir einige Wochen nach Kriegsende im Auftrag des Oberkommandos der Wehrmacht das EK I des 1. Weltkrieges überreichte, das von der Kriegsmarine beantragt worden war. Langsam nahmen nach dem Zusammenbruch die politischen Verhältnisse wieder feste Form an. In Berlin regierten die Sozialdemokraten Ebert, Noske und Scheidemann, in Preußen Severing. Die Weimarer Republik wurde ausgerufen und Ebert ihr erster Präsident mit Stresemann als Außenminister. Schade, daß sie nicht die Kraft hatte, mit den Radikalen rechts und links aufzuräumen. Der Kapp-Putsch mit dem Umsturzversuch von rechts scheiterte an der entschlossenen Abwehr der Arbeiter.

In der Schule, wo unser guter Direktor Professor Dr. Karl Hartmann unseren Geheimrat Dr. Böddeker abgelöst hatte, wurden wir Heimkehrer aus dem Krieg erst zu Ostern 1919 wieder eingestellt. Wir genossen fast 1/2 Jahr Ferien, die wir (wenigstens Bath und ich)

zu vielen naturkundlichen Wanderungen, insbesondere ornithologischen Ausflügen mit Robin (Rutke), einem früheren Steuermann, als Leiter jeden Samstag ausführten. Die schweren Ereignisse des Krieges und der Revolution, die verworrenen politischen Verhältnisse bewirkten allgemein eine Rückkehr der Menschen zur Natur. Auf der Mönne, einer kleinen Insel im Dammschen See, wurde die "Stettiner Naturwarte" begründet, die Robien verwaltete. Im 2. Weltkrieg ist er dort 1945 von den Russen erschossen worden. Dieser Drang zur Natur gab ab Ostern 1919 auch der Schule mit den neuen Lehrplänen und einem monatlichen Wandertag das Gepräge. Mit meinen Klassen habe ich auch in den Ferien größere Fahrten, zuerst in Pommern (Rügen, Tempelburg mit der Pommerschen Schweiz, Stolp und Stolpmünde, Leba), später auch nach Mittel- und Süddeutschland unternommen (Thüringer Wald, Main, Rhön, Schwäbische Alb, München, Karwendel, Stubai Alpen, Riesengebirge). Dieser neue Lebensstil wirkte sich besonders erfreulich in unserer grossen Kaiserin Auguste Viktoriaschule aus und brachte an die Stelle der alten Schulkautokratie ein kameradschaftliches Vertrauensverhältnis. Freilich lagen bei unserer Schule mit ihrer Begabtenauslese und ihrem Direktor Hartmann von echt humaner Geistes- und Herzensbildung an der Spitze die Verhältnisse besonders günstig, alle fühlten sich wie in einer grossen Familie. Das Andenken an "unsere liebe alte Penne" ist heute, wo meine ältesten Schülerinnen 70 sind, noch lebendig und der Zusammenhalt stark - sicher ein Zeugnis von dem guten Geist, der einstmals dort herrschte. Die letzte Kriegsauswirkung war die Inflation von 1923, wo alle 3 Tage das Papiergeld in Waschkörben geholt wurde, um die Lehrergehälter auszuzahlen, was einen ganzen Vormittag dauerte. Bis auf 1 Billion war die alte Mark angeschwollen. Dann verschwand mit der (pommerschen) Roggenanleihe und der Rentenmark auch dieser Spuk. Von da an kamen wir - trotz Versailler Vertrag und wahnsinnig hoher Kriegsschulden (die später annulliert werden mußten) wirtschaftlich schnell wieder in die Höhe. In Ebenshausen konnten wir sogar wieder ein Schwein schlachten lassen, allerdings kosteten 50 kg noch 120 Rentenmark. Während der Sommerferien 1920 waren wir noch in Pommern geblieben (Zempin bei Zinnowitz). Von 1921 an fuhren wir schon jeden Sommer in die Alpen, in den ersten Jahren nach Fall an der Isar im Karwendel, 1923 mit Bath und Frä. Helbing nach Berchtesgaden, später

in die Stubai, Ötztal, Tauren, Wetterstein, Mieminger, Allgäu, Dolomiten (Südtirol mit Gardasee und Venedig), Ostschweiz, Wien (1935), Steiermark und Kärnten (Karawanken), Vorarlberg.

Die Herbstferien verbrachten wir an der See (meist in Misdroy), Weihnachten und Ostern in Thüringen, die Pfingstferien häufig auf Klassenfahrt, die auch Alma öfter mitmachte. So waren 1920 - 1939 unsere glücklichsten und sorglosesten Jahre.

Kurz vor dem 1. Weltkrieg (Anfang Juli 1914, wo wir gerade in Schmalkalden waren), starb 82-jährig die Großmutter Schneegaß, am 8.7.1933 unser Vater mit 78 Jahren. 1925 war ich den Sommer über zum Wiederaufbau unserer Torpedozündung aus dem 1. Weltkrieg von der Stadt Stettin zur Torpedoversuchsanstalt nach Eckernförde beurlaubt, wohin Alma mich begleitete. Anschließend fuhren wir in den Ferien über Föhr, Amrum, Sylt, durch Nordschleswig nach Kopenhagen, ein paar Tage nach Stettin und von da ins Erzgebirge, nach Böhmen hinein (Eger, Karlsbad, Marienbad). 1931 war ich für das Sommersemester nach Göttingen beurlaubt, wo ich mich mit Prof. Pohl anfreundete. Meinen 50. Geburtstag am 12.7.1931 feierten wir mit Eltern und Geschwistern in Eisenach, von wo Alma mit mir nach Göttingen kam. Ende Juli fuhren wir durch den Harz nach Stettin zurück. Von 1935 an war ich jedes Jahr 14 Tage in Eckernförde, um die weitere Entwicklung im Torpedobau kennen zu lernen. 1939, wo Alma und ich vorher nach 3 Wochen in Vorarlberg waren, wurden es 4 Wochen, und die Nähe des 2. Weltkrieges war bereits spürbar.

VIII. Der 2. Weltkrieg 1939 - 1945

Am 1.9.1939 brach mit der Kriegserklärung Hitlers an Polen das Verhängnis herein, das so viel Unglück und Leid über die ganze Menschheit bringen sollte. In Stettin waren nachts alle Lichter ausgelöscht, die Stadt machte einen gespenstigen Eindruck. Alma war sehr niedergeschlagen, als wenn sie das Unglück geahnt hätte. Verabredungsgemäß fuhr ich bereits in den ersten Septembertagen zum Dienstantritt nach Eckernförde. Dort übernahm ich bei der Torpedo-Versuchsanstalt als Marinebaurat d.R. die Abteilung "Pistole" (Zündung) mit 2 Diplomingenieuren als Assistenten, 1 Konstrukteur, 1 Konstruktionsbüro, 1 Werkstatt, 1 Lehrlingswerkstelle, den erforderlichen Laboratorien, dazu später die nötigen Vorarbeiter-, Meister-, Assistentinnenkurse mit insgesamt

200 Menschen, davon allein rund 50 Ingenieure, Diplomeingenieure und Physiker. In der Zeit ihrer stärksten Entwicklung hatte die Versuchsanstalt 3 Schießstände (für ² 2 Million DM!) und 9000 Mann Belegschaft.

Der Kriegsanfang war für die Torpedowaffe bitter. Es stellte sich bald heraus, daß die seit dem 1. Weltkrieg neu entwickelten Torpedos (der G 7 A mit Benzinmotor und Luftbehälter (Blasenbahn), 6000 m Laufstrecke (gegen 6000 im 1. Weltkrieg) und der G 7 E, der elektrisch (mit Akkus) angetriebene Torpedo und wenig vergrößerter Laufstrecke, aber ohne Blasenbahn), nicht in Ordnung waren. Sie verursachten wegen der viel stärkeren Erschütterungen bei der magnetischen Abstandszündung Fröhndetonierer nach Ablauf der Sicherungstrecke, was im 1. Weltkrieg kaum geschehen war. Gleich in den ersten Tagen des Krieges mußte die Magnetzündung stillgelegt und mit der Aufschlagzündung allein geschossen werden. Die Nachprüfung der Aufschlagzündung ergab, daß sie beim Auftreffen unter 35° auf die Bordwand versagte. Die Umkonstruktion ging verhältnismäßig schnell. Die ganze Angelegenheit hatte ein kriegsgerichtliches Nachspiel, wobei die Verantwortlichen zu Festungshaft verurteilt wurden.

Der blasenlose E-Torpedo war die eine Überraschung für die Engländer, die Mine mit magnetischer Zündung (auch von Prof. Bestelmeyer konstruiert) die andere, die ihnen viel zu schaffen machten und den Schiffsverkehr um England fast lahm legten. Es dauerte freilich kaum 1/2 Jahr, bis gegen unsere Magnetzündung, sowohl Mine wie Torpedo, eine Gegenmaßnahme entwickelt war; ein um das Eisenschiff gelegtes Kabel in Spulenform macht das Schiff entgegengesetzt magnetisch (MPS). Es ging wie immer im Krieg: die unwirksam gewordene Waffe mußte durch eine bessere ersetzt werden. Für die Torpedozündung hatte Prof. Bestelmeyer das Problem bereits vor dem Krieg in Angriff genommen und eine Pistole (die Pi II) vorgesehen, die nicht mehr auf die Felddifferenz (die Funktion selbst), sondern auf die Geschwindigkeit der Änderung des Feldverlaufs (den I. Differentialquotienten der Feldfunktion) anspricht. Die physikalische Entwicklungsarbeit hat in der Hauptsache Dr. Bittel (jetzt o. Prof. in Münster) geleistet. Nach den schlimmen Erfahrungen mit der Pi I und den übertriebenen Forderungen unserer militärischen Stellen dauerte es 2 Jahre, bis die neue Zündung an die Front gegeben werden konnte. Sie kam recht-

zeitig für eine weitere Entwicklung, die in Gotenhafen durchgeführt wurde : den Horch-oder Nachlaufftorpedo, der mit einer elektro-akustischen Apparatur im Kopf - 2 seitig angebracht- auf bestimmte Frequenzen des Schraubengeräusch eines Schiffes ansprach und das Seitenruder des Torpedos entsprechend legte. Als nach unserer Luftwaffe auch der Bootkrieg durch die feindlichen Maßnahmen zum Erliegen zu kommen drohte, wurde der Horchtorpedo mit der Di II den U-Booten mitgegeben. Der Abfangserfolg war verblüffend. Unter den feindlichen Zerstörern, die jedes aufgetauchte U-Boot mit Radar abschossen, räumte die neue Waffe so auf, daß die Zerstörerflotillen sich nicht mehr in den Wirkungsbereich der U-Boote wagten. Natürlich war dieser Erfolg nicht von langer Dauer, und bevor noch unsere letzte Maßnahme, die Luftentnahme bei getauchten U-Booten mit Hilfe des "Schnorchlers" (einer auf dem Wasser schwimmenden Boje) durchprobt war, kam am 8.5.1945 das Ende des Krieges mit der Besetzung Berlins durch die Russen.

Während der letzten Monate des Krieges hatte ich mich - auf Drängen meiner Leute - mit bald 64 Jahren als Kompanieführer für den Volkssturm zur Verfügung gestellt und allsonntäglich die infantenistische Ausbildung geleitet. In Eckernförde wohnte ich, wie 1925 bei der Familie Pfennig, wo auch Alma alljährlich von 1940 - 1945 einige Sommermonate bleiben konnte.

An Auszeichnungen bekam ich verhältnismäßig früh die beiden Kriegsverdienstkreuze und wurde im vorletzten Kriegsjahr zum Marineoberbaurat d.R. befördert.

IX. Vom Engländer interniert 1945 - 1946

Der Einmarsch der Engländer nach dem 8.5.1945 vollzog sich in vollkommener Ruhe, nachdem jeder Gedanke an einen (sinnlosen) Widerstand aufgegeben und die errichteten Panzersperren beseitigt worden waren. In der Torpedo-Versuchsanstalt, wo man uns freie Hand ließ, stellten wir uns auf die Erzeugung von Kleingebrauchsgegenständen (Kleinherde) und Unterricht, besonders Fremdsprachen (Englisch, Russisch) um, nachdem ich schon im letzten Kriegsjahr das gesamte Unterrichts- und Prüfungswesen der TVA geleitet hatte. Ich selbst nahm an dem russischen Lehrgang teil und erteilte den englischen Unterricht in der Lehrlingswerkstätte. Geld war noch einmal vor dem Zusammenbruch im voraus ausgezahlt worden. Seitdem waren die Banken und Sparkassen gesperrt. Post, Eisenbahn ver-

kehrten nicht und später nur in geringem Umfang. Von Alma war ich bis nach der Gefangenschaft (21.3.46) ohne Nachricht. Die Lebensmittelversorgung war auf einen erschreckenden Tiefstand herabgesunken, viel schlimmer als im 1. Weltkrieg. Ich war noch immer gut daran. Im Sandkrug mit Land- und Viehwirtschaft, wo ich Abendbrot aß, kam immer noch etwas Nahrhaftes auf den Tisch und in unserem netten Strandcafe Kiekut gab es öfter Fische. Nach einigen Verhaftungen von TVA-Angehörigen durch den Englischen Sicherheitsdienst (Secret Service) kam es Anfang August zu einer Großaktion der sog. "Räteaktion", bei der etwa 20 "Räte" (Marinebeamte jeder Art) nach Durchsuchung ihrer Wohnungen verhaftet wurden. Die Spitzbuben vom Secret Service eigneten sich dabei an, was ihnen gefiel - bei mir Orden, Schreibmaschine, Fernglas; bei anderen auch Geld. Nach einer Nacht im Arrestlokal des Eckernförder Rathauses kamen wir in Einzelzellen des Militärgefängnisses Kiel. Nach 4 Tagen brachte man uns ins Internierungslager Neuengamme bei Hamburg. Der riesige mit Stacheldraht umzäunte Gebäudekomplex (von Hitler gebaut), die Wachtürme mit Maschinengewehren, die vagabundenmäßige belgische Bewachung, die wie ausgespuckt aussah und sich wohl in der Hauptsache aus Spitzbuben und Zuhältern zusammensetzte - das machte zusammen einen höchst übeln Eindruck. Bei der Aufnahme mußten wir alle Wertsachen (Uhren, Geld) gegen Bescheinigung abgeben. Von dem, was übrig blieb, eigneten sich die Wachmannschaften an, was sie brauchen konnten. Das Lager war ein bekanntes Hitler'sches KZ und mit 30 000 Mann belegt. Essen gab es den ganzen Sommer und Winter über 1 Liter Kohlrübensuppe mit einigen Fleischstückchen, wenig Brot und noch weniger Zubrot, keine Kartoffeln, so daß bei uns allen Hungerödeme auftraten. Schon unsere Betriebsverpflegung während der letzten Kriegsjahre war nicht ausreichend gewesen, und mein Körpergewicht war bald von 70 auf 50 kg gesunken. Als Kriegsbeschädigter des 1. Weltkrieges und wegen meines Alters kam ich nach einigen Wochen zu einer "Versehrtenkompanie" und brauchte die mehrstündigen, anstrengenden Tagesappelle nicht mitzumachen. Die belgischen Wachmannschaften, die ohne ersichtlichen Grund bei Tag und Nacht ins Lager schossen, wurden bald abgelöst. Es kam ein menschenfreundlicher englischer Kommandant, der in deutscher Gefangenschaft anständig behandelt worden war und nun den deutschen Gefangenen manche Erleichterung gestattete.

So durften einzelne (gefangene) wohlhabende Bauern oder Hamburger Geschäftsleute mit Wagen aus dem Lager hinausfahren und Lebensmittel, wie Fische, Mehl, Kartoffeln, die wir in der ganzen Zeit nicht bekamen (von Obst und Eiern ganz zu schweigen) hereinholen. Von einer Gärtnerei neben dem Lager bekam unsere V.-Kompanie bis Weihnachten grünen Salat. Frau Seel in Hamburg, die Schwägerin meines Stubenältesten, Obersts d.L. Dr. Kratz, besorgte uns aus irgendwelchen Quellen viel Liebesgaben, namentlich im Winter. Ich bin mit Dr. Kratz auch nach 1946 noch in Verbindung geblieben, war 1955 in Hannover bei ihm, er vor 3 Jahren (1958) mit Frau und Wagen in Ebenshausen. Unser Leben im Lager hatte sich bald eingespielt. Da alle möglichen Berufe und Stände - Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Künstler, Schriftsteller, Journalisten, Hochschullehrer, Kaufleute, höhere Beamte, Techniker, Politiker vertreten waren, so gab es Vorträge über politische und Kriegsschuld-Fragen, Lehrgänge und Arbeitsgemeinschaften aus allen wissenschaftlichen, handwerklichen, landwirtschaftlichen Gebieten. Ich selbst lernte Russisch weiter, gab selbst Englisch (Anfangsunterricht), war an einem englischen, einem französischen und einem Presseschauzirkel beteiligt, den der Chefredakteur der größten deutschen Zeitung in Chile wöchentlich zweimal veranstaltete. Daneben beschäftigte ich mich mit Fournier-Einlegearbeiten. Mit viel interessanten Leuten kam ich zusammen. Auf meiner Stube war eine Zeit lang der kroatische Gesandte, der Beauftragte des Deutschen Filmwesens, der Interessantes von Goebbels, Hitler und den Parteigrößen zu erzählen wußte. Es war viel los, und die Zeit ging so schnell hin, daß Ende Februar 1946 meine Entlassung aus der Internierung unerwartet vor der Tür stand, nachdem die ersten von meinen Eckernförder Kameraden schon vor Weihnachten nach Hause gekommen waren. Die groteske Entlassungs-Maschinerie durch die englische Wehrmacht dauerte einen ganzen Tag. An Alma hatte ich Weihnachten, das wir bei mancherlei Genüssen nett feierten, eine Postkarte mit Vordruck schicken dürfen, aber keinerlei Post von ihr erhalten. Einen Brief fand ich dann in Eckernförde vor, wo sie schrieb (wie hatten uns 5/4 Jahren nicht gesehen), ich sollte mir für die Heimkehr Zeit lassen. Sie hatte Bange, daß ich den Russen in die Hände fallen und nach "Sibirien" verschleppt werden könnte, wie es Bekannten ergangen war. Von den Engländern wurden deutsche Wehrmacht Angehörige nie nach der Sowjetzone entlassen, weshalb ich Eckernförde als Entlas-

sungsort angab, um dort eine Gelegenheit zur Fahrt nach Arnstadt abzuwarten. Von Hamburg fuhr ich auf Militärfahrschein nach Eckernförde und wurde bei Pfennigs sehr freundlich und Liebevoll aufgenommen, bekam im Sandkrug wieder mein gutes Mittag- und Abendessen, besuchte meine alten Freunde in und bei Eckernförde und packte meine Sachen für die Heimfahrt. Post ging nicht nach dem Osten.

X a Die Heimfahrt.

Anfang März war es so weit, daß ich mit einem Flüchtlingszug über Hamburg (wo wir 8 Tage im Lager blieben), Celle, Hannover, Norderheim nach Duderstadt fuhr, wo wir noch eine Nacht im Lager blieben. Der Marsch über die Zonengrenze vollzog sich dann an 2 russischen Posten vorbei reibungslos mit einem großen Willkommensschild an der Grenzstelle. Bei der Abfertigung am Bahnhof stellte ich mich zu dem Haufen der schwerbeschädigten Zivilisten, erhielt meinen gut bemessenen Verpflegungssatz, Einweisungspapiere und Fahrkarte nach Arnstadt. In später Nacht kam ich in Erfurt an und am anderen Morgen nach Arnstadt, wo Alma und Frieda sich schon um mich gebangt und im Lager Erfurt nach mir gefragt hatten. Es war ein frohes und glückliches Wiedersehen nach so langer Zeit, auf das wir kaum zu hoffen gewagt hatten. Mein Versuch, eine Zuzugsgenehmigung nach Arnstadt zu bekommen, schlug fehl. Auf dem Wohnungsamt verlangte man dazu die russischen Entlassungspapiere. Am anderen Tag fuhr ich nach Erfurt und ging mit Friedrich Schäfer, die mich sehr liebevoll aufnahmen, zu dem Offizier-Gefangenenlager, wo man mir sehr davon abriet, eine militärische Entlassung vom Russen zu beantragen. Nach Besprechungen noch mit Hörichs in Naumburg (der seine Entlassung als Marinebaurat dort bekommen hatte) und mit Richard in Großfahner kam ich mit Alfred überein, vorläufig in Ebenshausen als landwirtschaftliche Hilfskraft zu bleiben, wozu Walter mit dem derzeitigen Bürgermeister Becker die Vorbereitungen traf. Von Alma war ich zwar immer noch getrennt, konnte aber doch alle paar Sonntage zu ihr fahren und vor allem gelegentlich Lebensmittel (Äpfel) nach Arnstadt besorgen. Im Winter, wo keine Arbeit drängte, blieb ich auch länger dort, wozu Mariechen mir freundlicherweise meine anteiligen Lebensmittel mitgab, die lange noch knapp und rationiert waren. Im Frühsommer 1947 konnten

wir eine Wohnung von 2 Zimmern bei Weifenbachs in Ebenshausen bekommen. Die Möbel dazu hatte Alma von Friedas Freunden, Zahnwetzler in Arnstadt, gekauft, und ein Buchenauer Güterwagen, der von Plaue kam, hatte sie mitgebracht, so daß der Umzug verhältnismäßig glatt verlief. Nach fast 8 Jahren Trennung durch den Krieg waren wir beide unserem Herrgott dankbar dafür, die letzten Lebensjahre (wir waren beide 66) zusammen in der alten Heimat verbringen zu können. Am Nachmittag des Einzugtages kam Oberschulrat Lucke von Berka zu Besuch, was er oft und gern tat. Einmal waren sie auch beide da und öfter ihre Tochter Elisabeth Drescher, später Schulleiterin in Berka v.d.H. Als Frieda Weifenbach merkte, daß wir Besuch hatten, brachte sie einen Teller Kuchen herauf, "da wir doch nichts zum Kaffee hätten". Wir haben uns immer ausgezeichnet verstanden (wie Alma mit allen Menschen, mit denen sie zusammenkam) und sind Weifenbachs für die 2 Jahre, die wir (bis Artur aus der Gefangenschaft zurückkam) bei ihnen gewohnt haben, zu großem Dank verpflichtet. Ich habe ihnen die ganze Zeit in der Landwirtschaft geholfen, wofür Alma und ich oft bei ihnen mitgegessen und auch sonst unser Gutes gehabt haben. Nach Artur Weifenbachs Rückkehr (Sommer 1948) sind wir noch für 5/4 Jahre zu Alfred und Mariechen umgezogen, wo aber unser Hausbau (mit Richard und Lieschen) schon feststand.

X b Der Hausbau.

Nach Fertigstellung der Zeichnung von Karl Frank, der dafür Naturalien (Weizen, Mehl, Holz, im Gegenwert von ca 200.-DM) bekam und der Überwindung der mancherlei Schwierigkeiten beim Kreisbauamt in Eisenach konnte im Dezember 1949 der 8 m tiefe Brunnen (bei Hilfeleistung durch Max und Erich Gernandt unter Leitung von Schmiedemeister Stoll) als Voraussetzung für den Hausbau fertig gestellt werden. Die 20 und 100 cm starken Zementrohre dazu hatte ich vorher mit dem Onkel Gustav, Pferden und Wagen aus Treffurt geholt, wobei die Bezahlung noch Schwierigkeiten machte, weil die Firma den Zement aus dem Westen bekam und dafür Westgeld verlangte. Im Sommer 1949 hatten Karl Hasert aus Mihla und ich auf dem Anger an 1000 Lehmsteine geformt, wozu Onkel Gustav einige Fuhren Lehm (Lieschens Vater hatte zugesagt, alle Fuhren für den Hausbau unentgeltlich auszuführen) aus dem Rode holte. Im zeitigen Frühjahr 1950 ging ich mit Max Gernandt daran, einige 30 m³

Bruchsteine am Hamberg (4 Linden) loszubrechen, die dann auch von Onkel Gustav die 8 Minuten nach der Baustelle gefahren wurden. Beim Schlagen des Bauholzes (in Richards und Onkel Gustavs Hölzern, insgesamt 35 fm) halfen Herbert Schuchardt und Fritz Goldbach, das Abfahren vom Rodland und der Kalkkröste besorgte Heinrich Herold aus Nazza. Die Leitung der Maurerarbeiten hatte Maurermeister Hensing aus Mihla übernommen.

Nach Aufhören der Nachtfroste im Frühjahr 1950 begannen wir zu dritt (Karl Hasert, Max Gernandt und ich) mit dem Ausschachten von zunächst 3 Kellern und mauerten dann die Kellerwände aus Bruchsteinen mit Lehm 60 cm stark auf, wobei Emil Wagner half. Emil Lämmerhirt holte die Possensteine aus Hensing's Steinbruch im Hühnerloch (zwischen der Molkerei Mihla und Kammerforst). Den Trittstein vor der Haustüre bekamen wir auch von dort. Zu Beginn des Sommers machten Karl Hasert und ich uns an die Herstellung der Lehmsteine aus dem ausgeschachteten Lehm. Wir brachten es in einigen Wochen auf insgesamt 5000 Stück. Schon die Lagerung und der Regenschutz einer solchen Menge ist ein Problem. Wir bauten dazu aus den vorhandenen Brettern (einige Festmeter!) eine luftige Bretterbude und schichteten darunter die Steine aufso daß sie weiter trocknen konnten. Die Zimmermannsarbeiten hatte das Sägewerk Böhnhardt in Mihla übernommen und das Richten für Mai 1950 versprochen. Tatsächlich wurde es 1. Oktober, bis alles so weit war. Dann kam das Haus schnell hoch. In 3 Wochen hatten Karl Hasert, Max Gernandt und ich die Fächer mit Lehmsteinen, Hensing die Kellerzwischenwände und die beiden Schornsteine mit Backsteinen, die uns in begrenzter Anzahl und mit Mühe vom Bauamt bewilligt worden waren, ausgemauert. Darauf deckte Böhnhardt das Haus mit 25 mtm. Brettern ab, da an Ziegeln nicht zu denken war und ich (schlechte) Dachpappe besorgt hatte. Beim Auflegen derselben mit Pappnägeln aus schlechtem Zinkspritzguß halfen Max und Erich Gernandt. Dank unserer unermüdlichen Arbeit (bei mir wurden es täglich 14 und 16 Stunden) war das Haus im Rohbau fertig und das Dach zu, bevor die Regensterme der letzten Oktoberwoche kamen. Alma hatte die ganze Zeit ihre Arbeit mit der Kocherei gehabt, denn die auswärtigen Arbeitskräfte aßen regelmäßig Mittag bei uns.

1951

Das Frühjahr war sehr naß, so daß Karl Hasert erst verhältnismäßig spät mit den Tüncher- und Innenarbeiten anfangen konnte. Das Ziel war, zunächst die beiden unteren Räume und das Treppenhaus (die vorläufige Küche) bezugfertig zu machen. Das Mänteln der Decken und Wände (mit Wickelboden und Lehmsteinen) wurde in Lehm ausgeführt und erforderte für jede Wand 3, für jede Decke 5 Arbeitsgänge. Nur der letzte Anstrich war aus Kalkmilch und ergab eine dünne, nagelharte Kalkschicht. Bei dem nassen Wetter machte besonders die Decke im Schlafzimmer große Schwierigkeiten - in großen Fladen fiel der angeworfene Lehm immer wieder herunter, da seine Klebkraft an dem nicht genügend ausgetrockneten Wickelboden (Holz mit Lehm und Stroh) der Decke kleiner als die Schwerkraft war. Es dauerte eine ganze Reihe von Tagen, bis der Wickelboden dazu genügend ausgetrocknet war. In Eisenach bekam ich bei Lucas einen sehr guten (transportablen) Kachelofen für die Wohnstube, einen kleinen Herd für die Küche und einen Waschkessel für den Keller. Am 3.8.1951 waren die beiden unteren Zimmer und die Behelfsküche mit dem Treppenhaus so weit, daß Alma und ich mit Friedas Hilfe einziehen konnten. Die Bodenräume baute ich im Laufe des (milden) Winters 1951/52 mit allen Tüncher- u. Tischlerarbeiten ganz allein aus, nur die Malerarbeiten (Karl Hasert war inzwischen gestorben) machte dann Adam Eichholz gut und preiswert. Fenster, Türen, Holzverschalung (und später Fensterläden) fertigte Heinrich Fischer, Ebenshausen. Um den nötigen Anstrich für die Holzverschalung zu bekommen, hatte ich mehrere Jahre hindurch Raps im Garten angebaut, Leinöl gegen Raps getauscht und daraus mit Bleiweiß aus dem Westen Firnis gekocht. Der Anstrich hat bis jetzt (1963) 12 Jahre gut gehalten und soll im Frühjahr 1963 erneuert werden. *(was mit Antolack geschehen ist).*

Im 1. Winter 1951/52 stellte sich heraus, daß bei dem häufigen Nordwestwind Schnee und Regen durch die Haustür bis in die Küche drangen und der Eingang fast dauernd verschneit oder durchnäßt war. Im Sommer 1952 veranlaßte ich deshalb Böhnhardt, aus noch vorhandenem Material den jetzigen 2 m breiten Vorbau an der Nordseite des Hauses auszuführen, der später zu einer geschlossenen Veranda ausgebaut werden kann.

X c Der Stallbau.

Nach dem vorläufigen Abschluß des Hausbaues baten mich Lieschen und Richard im Sommer 1954, noch den Bau eines Kleinviehstalles für Hühner, Kaninchen, ein Schwein und u.U. eine Ziege zu übernehmen, schon um mehr Nebenraum für das nur 56 m^2 grosse Haus zu schaffen. Da die Baumöglichkeiten seit 1950 eher schlechter als besser geworden waren, sagte ich nur mit erheblichen Bedenken zu. Mit 73 Jahren konnte ich bei den vielen Unsicherheiten nicht erwarten, das Ende der Bauzeit zu erleben. Auf der Kirmse 1954 wurde der Plan mit Zimmermeister Heinrich Schröter und Frau aus Frankenroda besprochen; ich hatte ihm für die Meisterprüfung Mathematikunterricht gegeben, wofür er die Bauzeichnung unentgeltlich anfertigte. Im Sommer 1955 begann ich mit der Holzbeschaffung aus den Beständen von Onkel Karl und Onkel Gustav über dem Rodland. Anfang November 1956 kamen die in Eisenach bestellten Hohlblocksteine am Bahnhof Mihla an, mußten sofort ausgeladen und am Bahnsteig aufgeschichtet werden, da so schnell kein LKW zur Verfügung stand. In 4 Fuhren schaffte dann Theo Leise zusammen mit August Weifenbach, Otto und Friedel Gernandt die Steine vor meine Tür, wo ich sie zum Überwintern neben dem Bauplatz aufschichtete und mit einem Bretterdach abdeckte. Ehe das Aufmauern begann, war jeder Stein schon 4 mal in die Hand genommen worden!

Im Februar 1957 suchte ich rund 5 m^3 Bruchsteine für das Fundament in den Steinbrüchen am Hamberg (über den 4 Linden). Der Einschlag des Bauholzes (Fichten) über dem Rodland wurde fortgesetzt. Die Fuhren übernahm bereitwilligst Walter Polz, die Bauleitung Baumeister Daut-Mihla, doch wurde seine Firma im Zuge der allgemeinen Sozialisierung bald aufgelöst. Seine Arbeiter kamen zur Maurergenossenschaft Lauterbach, nur Emil Wagner (Ebenshausen) half mir noch beim Bau, so weit er Zeit hatte und Rose war meine andere Hilfskraft, wenn auch kein gelernter Maurer.

Anfang März 1957 war das Fundament 130 cm tief ausgeschachtet und wurde mit den in Lehm gelegten Bruchsteinen ausgefüllt. Im Sommer begann ich mit Emil Wagner, resp. Rose das Aufmauern der Blocksteine, ebenfalls in Lehm, den ich vom Ausschachten her zur Verfügung hatte. Im Oktober bekam ich durch den Bürgermeister Zement und Dachpappe, im November Ziegelsteine und Brocken

(halbe Steine), von Böhnhardt Balken und Bretter. Die Dachkonstruktion aber wurde vor dem Winter 1957/58 nicht mehr fertig, wobei den Mihlaern als Entschuldigung diente, daß ich ja auch keine Ziegeln hätte. Die Balken und die Dachpappe verwendete ich dazu, die Blocksteinmauern für den Winter abzudecken, wobei ich mir von der Nachbarschaft den Spott gefallen lassen mußte, wozu ich denn diesen "Normannstein" (Burgruine an der Werra bei Trefurt) da hinstellte.

Im Juli 1958 war endlich Böhnhardt so weit, daß der Dachstuhl aufgesetzt werden konnte. Die Schulkinder Kleinfahner-Gierstädt, die zu Ferienspielen in Ebenshausen waren, halfen beim Hochbringen der Ziegelsteine. Emil Wagner und ich konnten das Ausmauern der beiden Dachgiebel vornehmen, was vor dem Aufnageln der Latten notwendig war. Den neuen Bauvorschriften entsprechend besorgte ich mir Hylol (in Mihka) und imprägnierte damit in wochenlanger Arbeit das gesamte Holzwerk.

An der Beschaffung von Dachziegeln (ich hatte in den 4 Jahren schon alles mögliche getan, auch Dachpappe und Holzschindeln in Erwägung gezogen) drohte schließlich das ganze Unternehmen zu scheitern. Das erste Mal in meinem Leben war ich nahe daran, weich zu werden und hätte die anscheinend hoffnungslosen Versuche, Dachziegeln zu bekommen, aufgegeben, wenn sich nicht Bürgermeister Trommer mit eingeschaltet und den Weg gezeigt hätte, der sich dann als gangbar erwies: aus dem Schrott der Großziegelei Gerstungen die fehlerhaften, aber noch verwendbaren Ziegeln auszusuchen. Sechsmal war ich im August und September 1958 mit dem Bürgermeister, resp. seinem Stellvertreter (Günter Brodrecht) beim Kreisbauamt, dem Ziegeleidirektor (Eisenach) und in der Ziegelei Gerstungen (50 km von Ebenshausen). Überall sah man unüberwindliche Schwierigkeiten, aber bei der Zähigkeit, die Bürgermeister T. in jahrelangen Verhandlungen sich angeeignet hatte und der seine Pappenheimer kannte, ließ man uns schließlich freie Hand. 3 volle Tage brauchten wir, den 3., 8. und 16.9.58, um in Gerstungen die großen Schrotthaufen nach Brauchbaren zu durchsuchen. Dank dem Entgegenkommen des "Quartiermeisters", der für unsere Notlage menschliches Verständnis hatte und einen (Dienstfreien) Arbeiter zum Helfen abstellte, konnten wir am 16.9.58 1200 Ziegeln (zweierlei Formats) abfahren. Am 22.9.58 war auch das Zimmer- und Sägewerk Böhnhardt-Mihla so weit, daß gelattet und gedeckt werden konnte, wobei die ganze Nachbar-

schaft, insbesondere auch Bürgermeister Trommer, halfen. Ein sehr großer Stein war mir vom Herzen als nach reichlich 4 Jahren Bauzeit (zum Hausbau hatten wir bis zum Einzug nur 1 1/2 Jahre gebraucht) das Dach endlich auf dem Stall war. Man kann überall hindurchsehen, aber es hält dicht, und die 1200 Ziegeln haben in Gerstungen als Schrott nur 20.-DM gekostet. Die restlichen Arbeiten am Stall waren kein Problem, da Material und Fachkräfte dafür zur Verfügung standen. Die Fenster und die Treppe zum Stallboden fertigte Karl Fischer in Frankenroda, die Türen Günter Brodrecht, die vielen Eisenteile Schmiedemeister Stoll. Das Dielen des Stallbodens (40 m²) besorgte ich in der Hauptsache selbst, ebenso den Ausbau des Hühnerstalles. Hatte ich am Haus ungefähr die Hälfte aller Arbeiten selbst ausgeführt, so waren es beim Stall 3/4 - so viel knapper waren alle Arbeitskräfte geworden. Die Löhne, die ich bezahlt habe, waren in den 7 Jahren rund auf das Doppelte gestiegen (von 1 und 1,50 DM auf 2 und 2,50 DM), die Materialpreise ebenso. Infolgedessen kam der Stall annähernd ebenso teuer wie das Haus und hatte sehr viel mehr Mühe und Kummer gemacht.

XI Krankheit und Tod.

3 1/2 Jahre hat meine liebe Alma in dem neugebauten Heim in Ebershausen, Neue Straße 8a noch mit mir gelebt, dann kam der Abschied für immer. Um die Jahreswende 1952/53 machten sich bei ihr Schwellungen der Füße und leichte Ermüdbarkeit, besonders beim Treppensteigen, bemerkbar. Dr. Langenhan (Mihla), den wir zu Rate zogen, verschrieb einige Medikamente, wurde aber selbst schwer krank. Dr. Wiedemann übernahm darauf die Behandlung und stellte im Frühjahr 53 zu hohem Blutdruck und Herzerweiterung fest. Als das Herzasthma stärker wurde, schlug er eine Diätkur vor, die zu Hause oder im Krankenhaus durchgeführt werden konnte. Wir wählten das zweite. Am 31.5.53 wurde Alma in das Städtische Krankenhaus Eisenach aufgenommen, wo sie in einem hellen und luftigen Zimmer (Wartburgseite) mit der Frau des Konrektors Wildner aus Eisebach zusammen lag. Mit beiden freundeten wir uns sehr an. Durch die Diätkur und das ständige Liegen wurden die Beschwerden so gemildert, daß sie nach 4 Wochen entlassen werden konnte. Unter ständiger ärztlicher Aufsicht (Frau Dr. Wiedemann war schon im Krankenhaus öfter bei ihr gewesen) ist es ihr dann den ganzen

Sommer über - bei möglichster Schonung natürlich - recht gut ergangen. Alle unsere Geschwister und mancherlei Freunde besuchten uns in Ebenshausen. Auf der Rückfahrt von einer Interzonenreise nach Kassel und Hameln kam auf meine Bitte nochmals ihre Schwester Frieda vom 4. - 10.12.53 hierher. Dieses Wiedersehen hat sie noch genossen. Dann fingen die alten Beschwerden wieder an, besonders nachts. Vom Heiligen Abend bis Neujahr versuchte Dr. Wiedemann, das schwere Asthma mit Strophantinspritzen zu bekämpfen, was einige Erleichterung brachte. Bis zum 16.1.54 war sie tagsüber auf, am 15.1. sogar noch gegenüber bei Alfred und Mariechen. Bei der zunehmenden Schwäche wußten wir beide schon Weihnachten, daß es dem Ende zu ging. Wir haben alles Nötige mit einander besprochen und Abschied voneinander genommen in der dankbaren Gewißheit unserer langen und herzlichen Liebe 55 Jahre hindurch. Sie hat schon in frühen Jahren viel vom Sterben gesprochen und hatte nicht die mindeste Angst davor.

In der Nacht zum 16.1. kam ein Schlaganfall dazu, den Dr. Wiedemann am Nachmittag des 16.1. feststellte. Am Abend holte ich Frieda, der ich telegraphiert hatte, in Mihla von der Bahn ab. Mariechen war so lange bei Alma geblieben, die noch nach mir gefragt hatte. Sie war dann nur noch zeitweise bei Bewußtsein, hat nichts mehr zu sich genommen, schließ die meiste Zeit, das Sprechen war behindert, sie hatte keine Schmerzen mehr. Wenn sie bei Bewußtsein war, hat sie ihre Schwester und mich noch an sich gedrückt. Früh am 20.1., dem letzten Tag ihres Lebens, hat sie mich noch mit einem langen Blick voll Liebe angesehen.

Dann ist sie nicht mehr aufgewacht, und abends um 19 Uhr stand der Atem still. Am 24.1.54 (einem Sonntag) ist sie von Otto Lerp, Ernst Lerp (die beide tot sind), Edmund Lerp, Otte Gernandt und seinem Vater Armin Gernandt (aus unserer Nachbarschaft resp. Verwandtschaft) zu Grabe getragen worden. Die Trauerrede hielt mein langjähriger Freund Pfarrer Ermisch, Text: "Die Liebe höret nimmer auf" und "Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen".

Über den Tod und was danach kommt, hatten Alma und ich vor dem 16.1. noch gesprochen, besonders über das schöne Wort des berühmten Chemikers Justus v. Liebig (Schöpfer der Grundlagen der Pflanzenernährung und der künstlichen Düngung): "Es ist alles so weise und wunderbar eingerichtet, daß ich sicher bin,

daß nach dem Tode nur das Allerbeste mit mir geschieht und ich - auch ohne die Tröstungen der Religion - keine Furcht davor empfinde."

Mein Kriegskamerad von 1914 und Kollege, Studienrat Kehrl (Leiter des Unterrichtswesens der Evangelischen Kirche in Berlin) schrieb mir : "Wir sind mit Ihnen in Trauer, daß Ihre liebe Frau von dem Herrn unseres Lebens abberufen ist. Wir fühlen mit Ihnen, was dieser Verlust für Sie und alle, die Ihre Frau lieb gehabt haben, bedeutet. Es wird Ihnen ein Trost sein, daß Ihre Frau Sie so lieb gehabt und Sie so treulich auf Ihrem langen Lebensweg begleitet hat - durch schwere Jahre, aber doch auf die Berge der Freude, die Sie in Ihrem geistigen Schaffen bestiegen haben.

Wir reichen Ihnen still die Hände. Der Herr tröste Sie und alle, die mit Ihnen trauern durch die Hoffnung auf ein ewiges Leben durch unseren Herrn Jesus Christus."

Eine meiner Stettiner Schülerinnen schrieb mir als Trost :
" So lange unsere Liebe für unsere geliebten Verstorbenen nicht erloschen ist (was erst bei unserem Tode sein wird), so lange leben sie für uns weiter."

Leben und Tod, Werden und Vergehen - die beiden Pole, zwischen denen sich nicht nur unser irdisches Leben, sondern auch letztlich alles Geschehen im Weltall bewegt.

Ebenshausen, 16.1.1963